



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Domherr

historischer Roman

Temme, Jodocus Donatus Hubertus

Leipzig, 1867

Zweites Kapitel. Ein Deus ex machina? Oder der alte Domherr? Oder doch
der alte Gott?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54533](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54533)

Zweites Kapitel.

Ein Deus ex machina? Oder der alte Domherr?
Oder doch der alte Gott?

Der Monat Juli hatte einen besonders schönen Morgen in die Bergschlucht gesandt, in der die Dahlheimer Sägemühle lag. Die Sonne war erst spät über den Bergen emporgestiegen. Sie hatte einen kurzen Kampf gehabt mit dem kühlenden Thau der Wiesen und mit den Nebelschatten, die auf den leichten Wellchen des Diemelstusses dahinschwammen. Dann herrschten ihre Strahlen überall zwischen den Bergen, klar und mild und erwärmend. Die Vögel in Berg und Wald brachten ihnen ihren Gesang, und der Gesang der Vögel war fast der einzige Laut, der die Stille des Thals durchdrang.

Aus dem Wirthshause der Sägemühle trat ein Herr in den schönen Morgen.

Er konnte im Anfange der fünfziger Jahre stehen. Es war eine hohe, stattliche Gestalt. In seinen Gesichtszügen herrschte ein Ausdruck der Milde vor, einer milden Schwermuth, hätte man vielmehr sagen können. Sein ganzes Wesen zeigte Einfachheit; dennoch sah man den vornehmen Mann.

Ein Herr in den vierziger Jahren war ihm aus der Thür des Hauses gefolgt. Der ältere Herr sah sich nach ihm um und winkte ihm mit der Hand, daß er zurückbleiben möge.

Jener kehrte in das Haus zurück.

Der ältere Herr ging ein paarmal vor dem Hause, in dem Garten neben dem Hause auf und ab. Man sah, wie der erwärmende und erfrischende Morgen ihm wohlthat. Er begab sich dann in eine Laube des Gartens.

Ein Diener brachte ihm bald darauf den Morgenkaffee hinein. Es schien der eigene Diener des Herrn zu sein; wie ein Kellner sah er nicht aus.

Aber ein Kellner folgte ihm, ein hübscher, gewandter junger Mann, mit blühendem Gesichte, mit schwarzen krausen Haaren.

Der Bediente trug das Kaffeebret, der Kellner Tisch-
tuch und Serviette.

Sie traten beide zugleich in die Laube.

Der Herr saß auf einer Bank.

Temme, Der Domherr. IV.

Der Bediente — er war etwas vornehm — wollte dem Kellner das Kaffeebret zu halten geben, um unterdeß den Tisch zu decken; er gab es dem Kellner nur durch Zeichen zu verstehen; es sah fast aus, als wenn er in Gegenwart des Herrn nicht wage zu sprechen.

Der gewandte Kellner hatte aber schon mit seiner eigenen Kellnerjerviette, die er unter dem Arme trug, den Tisch abgestäubt, dann das Tischtuch ausgebreitet, die reine Serviette vor den Platz des Herrn gelegt.

Die Leinwand war so untadelhaft glänzend weiß. Der hübsche Kellner verrichtete Alles so gewandt, so schnell, so geräuschlos.

Der Bediente sah ihm mit einem leisen Verdrusse zu, fast als wenn es sich wieder nicht schicke, daß der fremde Kellner und nicht er den Tisch für seinen Herrn decke.

Dem Herrn schien das leichte und gewandte Wesen des Kellners zu gefallen.

„Haben Sie gedient?“ redete er ihn an.

In jener Zeit war jeder junge Mann im deutschen Lande Soldat gewesen; das Wort dienen hatte demnach seine so natürliche Beziehung. Vielleicht hatte auch der junge Mann in dem Aeußern des ältern Herrn etwas bemerkt, das ihn die Frage in dessen Munde nur auf den Militärdienst beziehen ließ.

„Zu Befehl!“ antwortete er.

„Auch die Feldzüge mitgemacht?“

„Zu Befehl, beide.“

„Unter den Hessen?“

„Unter den Preußen.“

Der Herr stuzte.

„Warum tragen Sie keine Denkmünze?“

Der Kellner wurde verlegen. Er mußte sich auf eine Antwort besinnen.

In den Augen des Herrn stieg ein Mißtrauen auf.

„Warum sind Sie hier in Hessen?“ fragte er rasch.

Der Kellner mußte ihn auf die Frage ansehen. Er gewahrte das Mißtrauen in dem Blicke des Herrn.

„Ich habe meinen ehrlichen Abschied bekommen“, sagte er.

„Gut!“ sagte kurz der Fremde.

Zu gleicher Zeit gab er dem jungen Kellner mit der Hand einen Wink, daß er gehen könne.

Sein Mißtrauen war einem Verdruß gewichen, als wenn die Antwort des jungen Mannes es bestätigt habe, daß er schon wieder einmal getäuscht sei.

Der Kellner sah den Verdruß, errieth dessen Ursache. Er wollte sprechen.

Der Herr winkte noch einmal, befehlend.

Der Kellner ging.

Auch er war verdrießlich.

Aber draußen im Garten schüttelte er den Verdruß von sich ab.

„Was geht es mich an, was er über mich denkt? Ich werde nicht besser und nicht schlechter dadurch. Wer kann er denn sein? Irgend ein Graf oder auch das nicht einmal, der im Gefolge eines Prinzen war und nun zeigen oder den Leuten weiß machen will, daß er Pulver gerochen habe!“

Er ging an den Tischen und Stühlen umher, die zum Empfange der Gäste dastanden, putzte und ordnete daran. Außer dem fremden Herrn in der Laube waren noch keine Gäste draußen.

Er erhielt Gesellschaft.

Ein zweiter älterer Herr war aus dem Hause gekommen, in so Manchem der volle Gegensatz des ersten. Aber wir kennen ja den kleinen lebhaften Domherrn von Aischen mit den klugen Augen und den grauen krausen Locken. Er sah verstimmt, besorgt aus.

Er trat zu dem Kellner.

„Guten Morgen, Herr Becker.“

„Guten Morgen, Herr Domherr. Aber eine Bitte, Herr Domherr! Nennen Sie mich nicht mehr Herr Becker. Ich bin hier der Kellner Louis.“

Die Verstimmung des Domherrn zeigte sich.

„Ja“, sagte er, „und es ist eine Schande, daß Sie das sein müssen.“

„Für mich nicht, Herr Domherr.“

„Nein, für Sie nicht, das weiß Gott. Aber für — bah, für die ganze Wirthschaft da hinten in dem Berlin. Ein Mann wie Sie —“

Die Beiden standen nicht weit von der Laube, in welcher der fremde Herr seinen Kaffee verzehrte.

Dieser war halb in den Eingang der Laube getreten, seine Tasse in der Hand. Er sah sich nach den beiden Sprechenden um; er schien gehört zu haben, was sie sprachen; er wollte sehen, wer sie seien. Er kehrte in die Laube zurück.

Der Domherr und der Kellner hatten ihn nicht gewahrt.

Der Domherr fuhr fort:

„Ein Mann, wie Sie, ein Offizier, Ritter des eisernen Kreuzes, ein so braver Soldat, ein Ehrenmann durch und durch, muß sein Brod als Kellner verdienen, muß den Aufwärter machen für — hm, mein junger Freund, es kommen ja auch wohl oft preußische Offiziere hierher? Im Bade drüben sind immer welche.“

„O ja“, sagte der Kellner Louis. „Sie pflegen jeden Morgen einen Ritt hierher zu machen, um hier ihre Chokolade zu trinken.“

„Und Sie bedienen sie?“

„Wie jeden Andern.“

„Und es sind wahrscheinlich Lieutenants, junge Faute, die noch kein Pulver gerochen, die während der Freiheitskriege bei Mutterchen hockten.“

„Nur einer von ihnen hat gekämpft, der Graf Westernitz.“

„Ah, der ist auch wieder da! Der! Und der Arm, der für die Burschen gekämpft hat, daß sie jetzt in der Uniform ihres Königs einherstolzieren können, muß ihnen die Serviette in der Hand, ihre Chocolate reichen. Zum Element, mein Freund, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich zöge meine preußische Militäruniform an und hinge meine Orden und Ehrenzeichen darauf und bediente so die Herren, und es würde Ihnen wahrhaftig auch keine Schande bringen.“

„Aber der Armee, Herr Domherr, und dem Könige.“

„Ei, zum Element —“

„Und der König ist unschuldig dabei; er weiß von dem Allem nichts.“

„Warum weiß er nichts? Er ist der König.“

Der fremde Herr war wieder in dem Eingange der Laube erschienen. Er blickte scharf nach den beiden Sprechenden.

Diesmal sahen sie ihn beide.

„Wer ist der Herr?“ fragte der Domherr.

„Ich weiß es nicht. Er kam gestern Abend spät an, mit zwei andern Herren und einem Bedienten. Ihre Namen haben sie nicht abgegeben.“

Der Domherr erkundigte sich nicht weiter.

Der Kellner hatte eine Frage an ihn.

„Wie geht es der Kranken?“

„Schlecht“, war die Antwort. „Wir sind in großer Sorge um sie. Der plötzliche Aufbruch gestern, die schwere Reise hierher. Daß wir auf der Flucht, also in Gefahr entdeckt zu werden seien, konnten wir ihr nicht verhehlen; ihren Mann sah sie nicht; unsern Versicherungen, daß er geborgen sei, setzte sie Mißtrauen entgegen. Das Schlimmste war, daß sie errieth, der Schurke Schil- den sei uns auf den Fersen. Sie wollte sich das nicht ausreden lassen. Sie mußte wie durch eine Vision darauf gekommen sein. Das Alles hat nun einen furchtbaren Fiebrerrückfall herbeigeführt. Der Arzt fürchtet eine Gehirnentzündung, einen Brand der Wunde. Der Arzt ist ein tüchtiger Mensch, aber aus dem kleinen Städtchen, noch jung, hier ganz allein; er fängt schon an, den Kopf zu verlieren. Ich weiß mit Kranken gar nicht umzugehen. Ich warte mit Schmerzen auf Karoline. Sie hat in allen Dingen den besten Rath.“

„Und wenn nun gar der Herr von Schilden hierher käme?“ sagte der Kellner.

„Zum Teufel, wenn der Bursche es wagte!“ fuhr der Domherr auf.

Dann mußte er doch in allen seinen Sorgen lachen.

„Bah, den wird der Denzettel geheilt haben, den er vom General von Steinau erhalten hat. Richtig aus dem Hause geworfen.“

„Wenn ihn“, bemerkte der Kellner, „die Behandlung des Generals nur nicht um so mehr gereizt hat!“

„Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, mein Freund.“

„Aber, Herr Domherr, ein Mensch, der Carrière machen will, ist wie ein Schacherjude; er läßt sich zehnmal aus dem Hause werfen und kommt immer wieder!“

„Erwarten wir den Burschen! Aber sieh da, sieh da! Meine Karoline ist doch immer die Promptheit selbst! Karoline, mein Kind, mein Engelskind!“

Der Domherr und die schöne junge Frau lagen einander in den Armen.

Sie war, frisch und leicht, zu Fuße den Berg heruntergekommen, der von Ovelgönne her in die Dahlheimer Schlucht führte. Sie war von früher Kindheit an die kräftige und gewandte Bergsteigerin.

Ihr schönes Gesicht glühte in Glück und Freude, als sie den Domherrn erblickte.

„Onkel Florens, da bist Du ja wieder!“

„Und bei mir ist wieder mein Engel!“

Aber Glück und Freude mußten auch in der jungen Frau schnell der Sorge und dem Schmerze weichen.

„Und Agathe?“ fragte sie. „Was macht die arme Frau? Sie darf nicht sterben! Jetzt, jetzt nicht!“

„Sie ist in großer Gefahr“, sagte der Domherr. „Darum ließ ich Dich herbitten. Wir müssen zusammen überlegen. Vor der Hand wird es ihr eine Beruhigung sein, Dich wiederzusehen.“

„Gehen wir zu ihr, Onkel Florens.“

„In diesem Augenblick schläft sie. Johann wird Nachricht bringen, wenn sie erwacht.“

„Ich bedaure nur“, sagte die junge Frau, „daß ich nicht lange bei Euch bleiben kann. Mein armer Mann sitzt in Warburg ganz allein bei seinen häßlichen Acten, schon die ganze Woche. Mich rief die Ernte nach Ovelgönne. Gerade heute wollte er mich zurückholen. Indeß, ich habe für Ersatz gesorgt und dabei zugleich weiter gedacht.“

Sie wandte sich an den Kellner.

„Henriette wird die Kranke pflegen. Sie folgt mir mit dem Boten.“

Da leuchteten auch die Augen des Kellners.

„O Frau Obristlieutenant —“ wollte er ihr danken.

Aber sie fiel ihm ins Wort.

„Nicht so! Hier ist kein Krieg. Ich bin die Frau Professorin.“

Und er dankte der Frau Professorin.

Der Domherr und die Frau gingen in das Haus.

Der Kellner wollte ihnen folgen. Er wurde angehalten.

„Kellner!“

„Der fremde Herr rief es. Er stand wieder in dem Eingange der Laube.“

Er sah den Kellner mit einem sonderbar forschenden Blicke an. Seine Augen waren schon der jungen Frau, die mit dem Domherrn in das Haus ging, mit einem so besondern Ausdrucke gefolgt.

„Was befehlen der Herr?“ fragte der Kellner.

„Meinen Bedienten hierher rufen!“

Weiter hatte der Fremde nichts zu befehlen.

„Mich darum so sonderbar anzusehen!“ meinte der Kellner.

Er ging in das Haus, den Bedienten zu rufen. Dann kehrte er in den Garten zurück.

Er konnte die Ankunft seiner Braut kaum erwarten.

Henriette Brand war nicht mehr Kellnerin.

Der Kellner Louis oder vielmehr der preußische Lieutenant Louis Becker hatte niemals daran gedacht, in sei-

ner Uniform und mit seinen Orden auf der Brust zu seinem alten Gewerbe zurückzukehren. Hatte er einmal dem General von Taubenheim etwas der Art gesagt, so hatte er diesem eben zeigen wollen, wie damals in gewissen Kreisen Berlins der preußische Landwehroffizier geschätzt werde. Er konnte, da für ihn kein Amt da sein sollte, um als ehrlicher Mensch zu existiren, nur seine frühere Beschäftigung wieder aufnehmen. Aber von dem ersten Augenblicke an hatte sein Vorsatz festgestanden, niemals dadurch seinen Stand, der für ihn ein doppelt ehrenwerther war, in irgend einer Weise zu compromittiren. Er suchte daher keinen Dienst in Preußen, wo er leicht als Offizier hätte erkannt werden können. Er beschloß, in das Ausland zu gehen.

Als er diesen Entschluß seiner Braut mittheilte, hatte diese sofort ein Unterkommen für ihn. Der Restaurateur, in dessen Dienste sie stand, hatte sein eigentliches Geschäft in Kassel und nur für die Badefaison die Restauration in der Sägemühle bei Hofgeismar übernommen. Der Kellner Louis war nach Kassel gekommen, während Henriette in der Sägemühle blieb. Zum Herbst sollte nun auch Henriette nach Kassel zurück.

Da hatte aber die Frau Karoline Friedrichs Widerspruch eingelegt.

„Das taugt nichts, daß Ihr beide als Brautleute in

demselben Hause seid. Es taugt überhaupt für eine Frau, die künftig einmal eine tüchtige Hauswirthin und eine ordentliche Frau werden will, nicht, wenn sie in ihrem Leben nur Kellnerin gewesen ist. Ich habe daher einen Vorschlag für Sie, mein Kind. Ich bin nun die Frau Assessor in Warburg und kann nur noch höchstens alle acht Tage einmal nach Ovelgönne hinauskommen, muß dort also eine tüchtige und treue Person haben, die für mich die Aufsicht führen und auf die ich mich verlassen kann.“

Henriette hatte zwar ihrerseits widersprechen wollen, indeß nur, weil sie sich nicht soviel zutraue, einer so großen Wirthschaft, wie auf Ovelgönne, vorstehen zu können. Allein die Frau Assessor hatte nicht nachgegeben.

So war die hübsche vormalige Kellnerin Henriette Brand jetzt Wirthschafterin auf Ovelgönne.

Ihren Platz auf der Dahlheimer Sägemühle nahm aber in dieser Badesaison ihr Bräutigam Louis Becker ein.

Einmal in der Woche sahen sie sich; der Kellner kam nach Ovelgönne oder die Wirthschafterin zu der Sägemühle; freilich konnten sie nur eine kurze Zeit, manchmal kaum eine halbe Stunde beisammen sein.

Heute sollten sie auf längere Zeit zusammen sein.

Der Kellner Louis blickte sehnsüchtig zu dem Berge hinauf, über den das Mädchen kommen mußte.

Der fremde Herr in der Laube hatte unterdeß seinem Bedienten einen Befehl gegeben. Der Bediente war in das Haus geeilt. Gleich darauf war aus diesem ein zweiter älterer Herr zu dem ersten in die Laube gegangen. Es war ein feiner, nicht gerade großer Herr, von etwas gebückter Haltung; man glaubte gleichwohl ihm den Soldaten anzusehen.

Beide Herren blieben in der Laube.

Der Kellner aber erhielt Gesellschaft.

„Hol' über!“ hatte es am jenseitigen Ufer der Diemel gerufen.

Der Fährlahn hatte einen jungen Menschen herübergeholt.

Der Kellner kannte ihn.

„Bernhard!“

„Herr Becker!“ sagte der Bursche.

Er durfte es sagen.

„Herr Becker, was macht die Kranke?“

Es war auch die erste Frage des Burschen.

Der Kellner theilte ihm mit, daß es nicht gut um die Kranke stehe.

Bernhard machte ein bedenkliches Gesicht zu der Nachricht.

„Der Herr Wahlberg will zu ihr. Er will sich nicht mehr zurückhalten lassen. Und der Herr von Schilden ist auf dem Wege hierher.“

„Und wo ist der Herr Mahlberg?“ fragte der Kellner.
 „Drüben im Berge mit dem Herrn Baron. Ich habe sie in einer Schlucht verborgen.“

„Und wo ist der Herr von Schilden?“

„Er muß bald hier sein. Ich war die Nacht im Gebirge, um mich nach ihm umzusehen. Er hatte seine Leute nach allen Richtungen ausgesandt, um die Spur des Domherrn und der Kranken zu suchen. Gegen Morgen hatten sie sie gefunden; ein Wagen mit zwei Herren und einer kranken Frau war zwischen Karlshafen und hier über die Diemel gesetzt und dann in der Richtung nach Hofgeismar oder hierher weiter gefahren. Ein Gensdarm jagte mit der Nachricht sofort nach Karlshafen, wo der Herr von Schilden darauf wartete. Vor zwei Stunden kann er sie erhalten haben. Ist er dann sogleich abgereist, so kann er in einer halben Stunde hier sein.“

„Weiß der Herr Mahlberg das Alles?“ fragte der Kellner.

„Ich mußte es ihm mittheilen.“

„Und er will dennoch hierher? Er wird auf der Stelle wieder gefangen genommen werden.“

„Das sagte ihm auch der Herr Baron. Aber er erwiderte ihm, er habe sein Ehrenwort gegeben, seine Frau nicht zu verlassen; um so mehr müsse er bei ihr sein, wenn der Herr von Schilden komme.“

„Und wenn er nun erst wüßte, wie der Zustand der Kranken sich verschlimmert hat!“

„Hören Sie, Herr Becker, stirbt die Frau, so nimmt er sich das Leben. Es sei sein Tod, das hat er mehrmals zu dem Herrn Baron gesagt. Wenn ich ihm die Nachricht bringe —“

„Sprich mit dem Domherrn“, sagte der Kellner zu dem Burschen.

Bernhard ging in das Haus.

Von Hofgeismar her hörte man den Trab mehrerer Pferde näher kommen. Wenige Augenblicke darauf sprengte ein einzelner Reiter in die Schlucht; drei andere folgten ihm.

Alle vier waren Offiziere.

Der erste stieg am Hause ab, warf einem Hausknecht die Zügel seines Pferdes zu, erblickte den Kellner.

„Louis!“ rief er.

„Herr Lieutenant?“

„Louis, ich bin der Graf Thalhausen.“

„Aber der Herr Graf tragen die Lieutenantsuniform.“

„Was verstehst Du davon?“

Der Graf Thalhausen hatte ganz die kräftige Figur eines derben Kürassieroffiziers; sein Wesen war etwas mehr als derb. Es gibt Cavallerieoffiziere, die ihre Erziehung

im Pferdestalle erhalten zu haben scheinen. Gegen den Kellner schien er geflissentlich übermüthig zu sein.

In dem Gesichte des Kellners konnte man schon bei dem ersten Anblick des Grafen eine gewisse Verstimmung lesen. Er antwortete dann dem Grafen zwar mit vollkommener äußerer Höflichkeit, aber man sah deutlich, wie er sich Zwang dabei anthun mußte.

Die Beiden mußten entweder schon früher etwas mit einander gehabt haben, oder sie hatten von ihrem ersten Begegnen an instinktmäßig eine Abneigung gegen einander gefühlt.

„Was befehlen der Herr Graf?“ fragte der Kellner mit jener Höflichkeit.

„Chocolade.“

„Sogleich.“

„Louis!“

„Herr Graf!“

„War der Graf Westernitz schon hier?“

„Nein, Herr Graf.“

Der Graf Thalhausen ging auf die Laube zu, in der die beiden fremden Herren sich befanden.

Der Kellner Louis ging zu dem Hause, um die Chocolade zu besorgen.

Als der Graf in die Nähe der Laube kam, blieb er stehen; er sah, daß sie schon besetzt war.

„Louis!“ rief er wieder.

Auf den Ruf stand auch der Kellner.

„Herr Graf?“

„Wer ist in der Laube?“

„Zwei Herren.“

„Wer sind sie?“

„Ich weiß es nicht, Herr Graf.“

„Louis, sage den Herren, daß sie Platz machen. Die Laube gehört uns.“

„Ihnen, Herr Graf?“

„Schlingel!“ fuhr der Graf auf.

Die Frage des Kellners hatte ihn allerdings verletzt.

Der Kellner wurde blaß, als das Schimpfwort sein Ohr erreichte. Es zuckte in ihm auf.

„Chocolade!“ riefen ihm in demselben Augenblicke die drei andern Offiziere zu, die gleichfalls am Hause abgestiegen waren und ihre Pferde dem Hausknecht übergeben hatten.

Und in der Sekunde darauf sah der Kellner eine freundliche Mädchengestalt vom Berge in das Thal niedersteigen.

Er eilte in das Haus, die Chocolade für die Offiziere zu bestellen.

Die drei zuletzt angekommenen Offiziere begaben sich zu dem ersten.

„Was hatteſt Du mit dem Menſchen, Thalhaufen?“

„Ei, der freche Bursche!“ rief noch zornig der Graf Thalhaufen. „Gibt er mir noch einmal eine ſolche Antwort, ſo wird er meine Klinge fühlen.“

„Hm, Thalhaufen, gegen uns iſt er immer höflich! Nur Ihr beiden ſeid keine Freunde.“

Der Graf Thalhaufen fuhr von neuem auf.

„Spare Deine Worte, Freund Homberg. Ich bin nie der Freund eines Kellners, der mir aufwartet.“

„Was hatteſt Du mit ihm? Erzähle.“

„In unſerer Laube ſitzen Fremde. Ich verlangte von ihm, er ſolle ſie hinausweiſen. Da meinte er, ob die Laube uns gehöre.“

„Das war impertinent.“

„Und die Laube gehört uns; wir trinken jeden Morgen unſere Chocolate darin.“

„Und wir werden ſie auch heute wieder in Beſitz nehmen.“

„Verſteht ſich.“

Sie gingen alle vier zu der Laube.

Aber auch ſie alle vier kamen nicht weiter als in ihre Nähe.

In dem Eingange ſtand ein kleiner alter Herr; er ſtand zwar etwas gebückt, aber er ſah die jungen Herren ſo ruhig, ſo durchdringend und ſo vornehm an.

Sie kehrten still um, auch der Graf Thalhausen.
 Sie setzten sich an einen andern, entfernten Tisch.
 Dort erst sprachen sie, leise genug.

„Teufel, wer war das?“

„Er sah uns verdammt stolz an.“

„Er maß uns förmlich von unten bis oben.“

„Mich dünkt, ich hätte ihn schon einmal gesehen.“

„Und mich dünkt etwas Anderes. Trug er nicht um
 den Hals den Orden pour le mérite? Er hatte den
 Rock zugeknöpft — ich konnte nicht recht sehen —“

„Teufel, und nun meine ich auch ihn zu kennen. Hat
 einer von Euch den General Witzleben gesehen?“

„Bist Du toll, Homberg?“

„Antwortet. Kennt ihn einer von Euch?“

„Nein! Aber Witzleben ist ja der Adjutant des
 Königs.“

„Eben darum!“

„Du meinst, auch der König sei hier?“

„Wenn es der General Witzleben war! Sah keiner
 den Zweiten in der Laube?“

„Jener hatte sich vor ihn gestellt.“

„Ganz als wenn man ihn nicht sehen sollte.“

„Eine Bestätigung meiner Vermuthung!“

„Aber wie sollte der König hierher kommen? Und
 ohne daß irgend ein Mensch davon weiß?“

„Hast Du noch nie gehört, daß Könige incognito reisen können?“

„Wir müssen es heraushaben. Homberg, Du weißt Alles, Du mußt auch dies wissen. Du bist zu dem zweiten Obristlieutenant von Treskow geboren.“

„Aber wie erfahren?“ sagte der Herr von Homberg. „Ich kann doch nicht in die Laube gehen und fragen: Entschuldigen Sie, meine Herren, sind Sie Seine Majestät der König und Seine Excellenz der General von Witzleben?“

„Das Wie ist Deine Sache, Homberg. Gehe ins Haus. Wirthe sind neugierig.“

Der Herr von Homberg ging in das Haus.

Den Andern fiel dann etwas Anderes ein.

„Der Louis läßt uns heute lange auf unsere Chokolade warten.“

„Ich sagte es Euch ja, der Bursche wird impertinent.“

Der Graf Thalhausen sagte das.

Aber es wurde ihm widersprochen.

„Er ist immer höflich gegen uns, Thalhausen.“

„Ihr seht ihm zuviel nach.“

„Und immer aufmerksam und zuvorkommend.“

„Wenn es heißt: Lieber Louis hier, bester Louis da!“

„Er hat nur etwas Apartes! Man meint, er sei mehr als ein gewöhnlicher Kellner.“

„Wer die Kellnerjacke trägt, ist Kellner, und Kellner ist Kellner. Aber zum Teufel“, unterbrach der Graf Thalhausen sich selbst, „steht der Bursche nicht da hinten und schwätzt, anstatt uns zu bedienen?“

„Wahrhaftig! Und gar mit einem sehr hübschen Mädchen.“

„Es scheint ein allerliebstes Kind zu sein!“

„Da muß ich hin. Ich werde dem Burschen den Stizel austreiben.“

„Geh nicht, Thalhausen. Wer weiß, wer in der Laube sitzt.“

Der Herr von Homberg kam aus dem Wirthshause zurück.

„Nun, Homberg?“

„Drei österreichische Offiziere! Graf Urbna, Herr von Przmysl — der Kukuk mag die Namen aussprechen können.“

„Also Halters! Immer langsam voran, daß die österreichische Landwehr nachkommen kann!“

„Sprecht nicht so laut! Die Desterreicher waren unsere braven Kameraden!“

„Bah! Wenn es einmal gegen sie geht, sind wir in vierzehn Tagen in Wien!“

„In acht, Klafewitz!“

Der Graf Thalhausen war aufgestanden.

Er ging nach der Gegend, in der die Herren den Kellner Louis mit einem hübschen Mädchen hatten sprechen sehen.

„Wenn der Thalhausen nur keinen dummen Streich macht! Er hat nun einmal etwas gegen den Kellner, und da kennt er keine Rücksichten.“

„Viele Rücksichten kennt unser Graf Thalhausen überhaupt nicht.“

Gehen wir dem Grafen, der in der That nicht viele Rücksichten zu kennen schien, einige Schritte voraus.

Als der Kellner Louis in das Haus ging, die Chokolade für die vier Offiziere zu bestellen, hatte er in demselben Augenblicke ein freundliches Mädchen den Berg herunterkommen sehen, über den der Weg nach Dölgönne in die Schlucht führte. Der Kellner war in kaum einer Minute wieder zurück; er wollte dem Mädchen entgegengehen.

Sie winkte ihm schon von weitem, er solle bleiben.

Er stellte sich hinter einen Fliederstrauch, sie zu erwarten.

Sie kam bald, aber nicht mit derselben Freude in dem hübschen Gesichte.

„Steht es wirklich so schlecht mit der armen Frau?“

„Der Arzt fürchtet Alles.“

„O Louis, wenn sie doch zu retten wäre! Sie hatte

das Ende der schwersten Unglücks- und Leidenzeit erreicht. Sie hatte sich so heldenmüthig das neue Glück erkämpft. Sie sollte nur das Grab erreichen? Man sagt es oft im Leben, wenn der Mensch sein ganzes Dichten und Trachten auf ein Ziel gerichtet habe, und wenn er nun unmittelbar vor diesem stehe, so habe er eben nur den Tod erreicht; man solle sich auf nichts freuen."

Sie sprach es so traurig.

"Aber, Henriette", meinte der Kellner, "so dürften wir beide uns nicht auf unsere Vereinigung freuen."

"Dürfen wir, Louis? Ich wollte mich gestern Abend noch so recht freuen. Ich hatte eine Nachricht erhalten, eine wichtige Nachricht für uns — ich konnte die ganze Nacht nicht darüber schlafen, ich machte einen Plan nach dem andern. Ich wollte heute Nachmittag zu Dir herüber. Da kommt mit dem Anbruch des Tages der Bote des Domherrn und bringt die Schreckensnachricht von der armen Frau Mahlberg. Ich habe eine solche Angst seitdem — ich kann es Dir nicht sagen."

"Welche Nachricht hattest Du gestern Abend erhalten, Henriette?"

"Der König kommt hierher."

"Wie käme der König hierher?"

"Ich kann Dir auch das sagen. Der Inspector von Ovelgönne war in Warburg gewesen. Da hatte er es

gehört. Die großen Herren haben auch ihre Last und ihre Leiden. Die Schwester des Königs ist die Kurprinzessin. Der Kurprinz — er hat vor ein paar Jahren eine Mamsell aus Berlin mitgebracht, und seitdem geht er mit seiner Frau um, wie ein Mann nicht mit seiner Frau umgehen sollte. Neulich bei Tafel hat er sie sogar etwas sehr schlimm behandelt. In Kassel spricht man laut davon. Da hat nun die arme brave Frau an ihren Bruder, den König, geschrieben, und der König ist gekommen, um mit seinem Schwager ein ernstes Wort zu sprechen. Damit es aber nicht bekannt werde, hat er den Kurprinzen hierher zu der Sägemühle beschieden, die er noch von einem frühern Aufenthalte in Hofgeismar kennt. Die beiden Herren kommen hier ganz incognito zusammen. Und darum, Louis, sprechen wir davon auch nicht weiter.“

Auf einmal mußten sie aufblicken.

„Was war das?“

„Wo?“

„Dort in der Laube.“

„Herr des Himmels!“ rief der Kellner.

„Was hast Du, Louis?“

Schon bald nach der Ankunft des Mädchens war in der Laube, in deren Nähe das Paar hinter dem Fliederstrauche stand, eine leichte Bewegung laut geworden. Die

beiden jungen Leute hatten sie nicht gehört. Sie hatten sich auch in dem Eifer ihres Gesprächs nicht umgesehen, und so war es ihnen entgangen, daß einer der beiden Herren in der Laube vorn im Eingange erschienen war. Es war nicht der kleinere, der bei dem Nahen der vier jungen Offiziere vorhin vorgetreten war, den ändern durch seine Gestalt verdeckt und durch seinen kalten und vornehmen Blick die vier jungen Herren in die Flucht geschlagen hatte. Der große, stattliche, so einfache und doch so ganz besonders vornehme Herr stand da, schaute nach dem hübschen, so innig an fremdem Leide Theil nehmenden Mädchen auf, und sein eigenes mildes und schwermüthiges Gesicht zeigte nicht mindere Theilnahme für das Mädchen. Da hörte er, wie sie auf einmal von der Ankunft des Königs sprachen, und mit einer unwillkürlich raschen Bewegung war er im Innern der Laube verschwunden. Als das Mädchen das Geräusch hörte und sie dann beide nach der Laube blickten, sahen sie nichts mehr von ihm.

Dem Kellner war doch plötzlich ein Blitz durch den Kopf und ein Stich durch das Herz gefahren.

„Herr des Himmels!“ mußte er ausrufen. „Was ich habe, Henriette?“

Er zeigte nach der Laube.

„Dort!“

„Was ist dort?“

Er wollte es ihr sagen.

Er konnte nicht dazu kommen.

Der Graf Thalhausen stand vor ihm.

„He, mein Bursche, bedient man so seine Gäste? Im Augenblick marschire Er auf seinen Posten und hole Er unsere Chocolate.“

Der Graf sprach es laut, in seinem ganzen Uebermuth, mit dem vollen Hohn seines Uebermuths.

Der Kellner wurde freideweiß. Er machte eine heftige Bewegung; er wollte gegen den Grafen vortreten.

Das Mädchen hielt ihn zurück.

„Louis!“ rief sie bittend.

Der Graf hatte einen Augenblick überrascht gestanden. Das Drohende in den Gesichtszügen, in den Bewegungen des Kellners, eines Kellners, war ihm wohl unbegreiflich gewesen. Als er nicht mehr daran zweifeln konnte, erregte es seinen Zorn.

„Flegel“, rief er, „Er untersteht sich, mir zu drohen?“

Der Kellner hatte sich gefaßt.

„Mein Herr, Sie werden weiter von mir hören. Komm, Henriette!“

Er hatte vollkommen ruhig gesprochen.

Ebenso ruhig ging er mit dem Mädchen zu dem Hause.

Der Offizier kehrte zu seinen Kameraden zurück. Auf dem Wege war er noch unter dem Eindrucke seiner Ueberraschung, aber einer zweiten über die letzten Worte und die sonderbare Ruhe des Kellners. Er war fast betreten. Bei den Freunden aber hatte er seinen Uebermuth wieder.

„Der Bursche wird uns nicht wieder warten lassen. Dem habe ich einmal seinen Standpunkt klar gemacht und in Gegenwart seines Schätzchens.“

Dann wurde er doch wieder still.

Die Herren mußten zwar auf ihre Chocolate nicht warten, aber der Kellner Louis brachte sie ihnen nicht; ein Knecht des Hauses kam damit.

„Warum kommt der Louis nicht?“ rief zwar der Graf.

Der Knecht konnte nur antworten, daß er es nicht wisse.

Aber da fragte der Herr von Homberg:

„Thalhausen, was hast Du mit dem Louis gemacht?“

Und der Graf wurde still und dachte nach.

In der Laube, in der die beiden ältern Herrn sich befanden, war unterdeß Folgendes vorgefallen.

Der große, stattliche Herr war rasch von dem Eingange in das Innere der Laube zurückgekehrt.

„Hm, Witzleben, haben gehört?“

„Zu Befehl, Majestät.“

Die Offiziere hatten sich also in ihrem ersten Gedanken nicht geirrt.

„Wir sind verrathen, Wizleben.“

„Wahrscheinlich wieder einmal durch den übergroßen Eifer eines Landraths.“

„Landrätthe in der Regel dumm!“

Wizleben widersprach nicht.

Der König liebte keinen Widerspruch, zumal wenn er verdrießlich war. Wizleben wußte das. Der König war verdrießlich.

Aber nicht ganz. Er dachte auch an etwas Anderes.

„Hat Pläne gemacht, das Mädchen“, fuhr er fort. „Als sie von meiner Ankunft hörte. War eine wichtige Nachricht für sie — und für den Kellner. Ist ihr Geliebter. Was für Pläne? Warum ich wichtig für sie? Wizleben, warum antworten nicht?“

Wizleben wollte antworten — wohl, daß er keine Antwort habe.

In demselben Augenblicke hörte man draußen an dem Fliederbusch die höhnische Stimme des Offiziers: „He, Bursche, bedient man so seine Gäste?“

„Was ist das?“ sagte der König, und als er weiter gehört hatte, las man in seinem stillen Gesichte mehr und mehr den Ausdruck einer großen Entrüstung.

„Einer meiner Offiziere benimmt sich so? Unge-
sittet! Ungeſittet! Ich will geſittete Offiziere in meiner
Armee haben. Wie heißt der Offizier, Witzeleben?“

„Seine Kameraden nannten ihn Graf Thalhausen,
Majeſtät.“

„Den Namen ſich notiren. Iſt Graf und benimmt
ſich ſo! Und gegen einen Kameraden!“

„Majeſtät wollen aber gnädigſt erwägen, daß er ihn
für einen Kellner hielt.“

„Einerlei! Offiziere ſollen ſich gegen Jedermann an-
ſtändig betragen. Oder meinen, weil nur Landwehr-
offizier ſei?“

„Gott behüte mich! Majeſtät wiſſen, wie ſehr ich die
Landwehr hochachte.“

„Ich auch! Landwehr hat Vaterland gerettet. Kellner
ſoll Satisfaction haben. Und nicht mehr Kellner ſein.
Zu ihm gehen, Witzeleben! Mit ihm ſprechen. Auch
fragen nach den Plänen des Mädchens wegen meiner
Ankunft.“

Da hatte der Herr von Witzeleben doch einen Wider-
ſpruch.

„Es würde das Incognito Eurer Majeſtät ver-
rathen.“

Der König hatte in ſeiner Guthmüthigkeit nicht daran
gedacht.

„Später also. Aber nicht vergessen!“

Dann fiel ihm etwas Anderes ein.

„Aber den Leibarzt zu der kranken Frau schicken! Wird zwar wohl die Frau sein, die den Demagogen aus Köpenik befreit hat, und Herr von Kampf sagt, Demagogen seien Hochverräther. Aber glaube nicht recht daran und fürchte sie nicht. Und Frau ist brave Frau; hat ihr Leben für ihren Mann eingesetzt; muß gerettet werden. Kommen, Witzleben!“

Sie verließen die Laube.

Sie verließen sie ungesehen. Die Offiziere waren gerade im eifrigen Gespräch über das Rencontre des Grafen Thalhausen mit dem Kellner.

Auf zwei Seiten der Dahlheimer Schlucht war es unterdeß lebendig geworden.

Vom Bade Hofgeismar her war eine Equipage angekommen, in der ein stattlicher Herr und eine schöne junge Dame saßen. Der Herr sah etwas mißmuthig aus, die Dame desto glücklicher.

An ihrer Seite neben dem Wagen ritt ein junger Offizier in der reizenden, knappen Uniform eines Husarenrittmeisters. Die schöne Dame unterhielt sich angelegentlich mit ihm.

Der Wagen hielt einige Schritte vor dem Wirthshause an einem kleinen Gebüsch.

Der Offizier war vom Pferde gesprungen, hob die Dame aus dem Wagen und gab ihr seinen Arm.

„Sie haben hier Geschäfte, lieber Schilden, wie mir Ihre Frau Gemahlin sagt?“

Der Herr von Schilden wagte nicht, einen zornigen Blick auf seine Frau zu richten.

„Ich werde sehr bald fertig sein“, sagte er.

„Uebereilen Sie sich nicht!“

Damit ging der Graf Westernitz mit der schönen Frau nach dem Hause hin und ließ den Herrn von Schilden allein.

Der Geheimrath ließ jetzt seinem Zorne den Lauf; er stampfte die Erde.

Und er hatte eine kleine Armee aus der Erde gestampft.

Aus dem Gebüsch sammelten sich vier preußische Gensdarmen und ein hessischer Wachtmeister der Landdragoner um ihn.

Sie erwarteten seine Befehle.

Der Geheimrath ertheilte ihnen diese.

„Sie vier“, sagte er zu den Gensdarmen, „stellen sich an den vier Seiten des Hauses auf und bewachen die Ausgänge. Einen Verdächtigen, der hinauswill, halten Sie an. Sie stellen sich so auf, daß Sie Alles beobachten können, aber selbst gar nicht oder möglichst wenig gesehen werden. Sie, Herr Wachtmeister, begleiten mich in das Haus.“

Die Gensdarmen wollten sich vertheilen.

„Halt!“ befahl ihnen der Geheimrath plötzlich.

Am andern Ufer der Diemel, oben nach der Fährstelle hin, war etwas laut geworden.

„Hol' über!“ rief leise eine Stimme.

Der Herr von Schilden stuzte; es wurde so geflüstertlich leise gerufen; die Stimme schien ihm bekannt zu sein.

„Warten wir ab, wer da kommt“, sagte er zu seiner Umgebung.

Noch ein Anderer hatte die Stimme drüben gehört, und er hatte sie bestimmt erkannt.

Der Bursche Bernhard eilte zu der Fährstelle, sprang in den Kahn, ruderte zum andern Ufer.

Zwei Herren stiegen dort in den Nachen.

Der Bursche ruderte mit ihnen zurück, stieg mit ihnen ans Land.

In dem Gesichte des Herrn von Schilden glänzte die helle Freude.

Wie mancherlei Freude hebt die Brust des Menschen und glänzt hell in seinen Augen!

„Der Hochverräther selbst!“ sagte der Herr von Schilden zu seinen Leuten. „Er läuft uns gerade in die Hände!“

„Wer von den Beiden ist es?“ fragte der hessische Wachtmeister.

„Der Größere, mit dem etwas lahmen Fuße. Aber der Andere ist sein Complice. Wir verhaften sie beide. Sie gehen auf das Haus zu. Wenn sie hineingehen, haben sie sich uns überliefert. Sie gehen hinein! Wir haben sie. Unser Plan bleibt derselbe. Auf Ihre Posten, Gensdarmen! Herr Wachtmeister, folgen Sie mir!“

Die Gensdarmen begaben sich auf ihre Posten. Der Geheimrath von Schilden, von dem hessischen Wachtmeister gefolgt, ging nach dem Hause.

Der Herr Mahlberg und Gisbert von Nischen waren in das Haus gegangen.

Der Domherr trat ihnen entgegen. Er hatte sie ankommen sehen.

„Sie dürfen in diesem Augenblicke nicht zu Ihrer Frau, Herr Mahlberg. Sie wacht, aber sie ist sehr schwach. Ihr Anblick könnte eine Katastrophe herbeiführen.“

Dann wandte er sich an seinen Neffen.

„Wolltest Du mit Herrn Mahlberg in das Krankenzimmer?“

„Es war meine Absicht, Onkel.“

„Gisbertine ist da.“

„Weiß sie, daß ich hier bin?“

„Nein.“

Temme, Der Domherr. IV.

„Würde sie bleiben, wenn ich eintrete?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe kein Wort mit ihr über Dich gesprochen. Aber ich habe einen Auftrag an Dich.“

„Von wem?“

„Von Deinem alten Kameraden Louis Becker. Er ist Kellner hier und hat einen Ehrenhandel bekommen, in den er Deines Rathes und Beistandes bedarf. Er hatte sich an mich gewandt, aber die Kirche verdammt das Duell, und zum Duell wird es vielleicht kommen. Da erscheinst Du zur rechten Zeit.“

„Und mein Rath und mein Beistand sollen dem braven Mann werden.“

Louis Becker kam.

„Ich führe Sie unterdeß nach oben zu dem Arzte“, sagte der Domherr zu Wahlberg.

Die Beiden entfernten sich.

Becker erzählte dem jungen Freiherrn sein Rencontre mit dem Grafen Thalhausen.

„Ich muß Genugthuung haben“, schloß er.

„Und Du sollst sie haben. Ich gehe auf der Stelle zu dem Grafen.“

„Und was wolltest Du ihm sagen, mein Freund?“

Der Domherr war zurückgekehrt. Er fragte es seinen Neffen.

„Der Graf soll sich mit mir schlagen.“

„Nein, nein“, rief der Lieutenant Becker. „So war es nicht gemeint. Er soll sich mit mir schlagen.“

„Und so ist es auch nicht gemeint“, sagte der Domherr. „Ich dachte wohl, daß Ihr beide dumme Streiche machen würdet; daher beeilte ich mich zurückzukommen. Das Duell ist eine Ehrensitte, unter Umständen eine Ehrenpflicht. Jede Sitte, jede Pflicht beruht auf Herkommen oder Convention. So auch das Duell. Es besteht nur für Stände und Klassen, die sich gegenseitig in Beziehung auf Ehre als ebenbürtig, die sich als satisfactionsfähig anerkennen. Daher schlug früher der Adel sich nur mit dem Adel. Die Zeit ist vorüber. Es gibt keinen Adelsstand mit Privilegien mehr, auch nicht mit Ehrenprivilegien. Der Adel mag nicht heruntergekommen sein, aber das Bürgerthum ist heraufgekommen. Bildung, Erziehung, Glücksgüter, gefellige Talente sind jetzt bei beiden Ständen gleich; so haben beide Stände in der Gesellschaft sich verschmolzen, so müßten sie auch in Beziehung auf Ehre und Ehrenhaftigkeit sich gegenseitig anerkennen. Jener Unterschied zwischen Adel und Bürger ist also beseitigt. Aber nicht überhaupt, nicht allgemein, sondern eben nur so weit, als jene Bedingungen der Ausgleichung bestehen. Und sie bestehen nur beschränkt. Wie ein Adliger sich selbst nicht mit einem Adligen schlagen

würde, der in irgend einer Weise seiner Ehrenhaftigkeit sich entäußert hat, durch Bruch des Ehrenworts, durch Uebernahme eines Bordells, durch Anderes; wie der Student sich mit keinem Knoten duellirt, der Offizier nicht mit dem Juden, von dem er gegen Pfand oder Wucherzinsen geliehen hat, so — mein junger Freund, Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, ich pflege immer die Wahrheit zu sagen, wo sie nöthig ist, sollte sie auch dem, der sie hört, bitter sein — bitter dem Mund, ist dem Herzen gesund, nach einem alten Sprichwort — so schlägt sich auch kein Offizier und kein Student mit dem Kellner, der ihm aufwartet, der, wenn er zu einem ebenbürtigen Stande gehörte, sich selbst degradirt hat. Und das, mein junger Freund — Ruhig, Gisbert, ich weiß, was Du mir sagen willst — unser Freund hier habe jetzt die Kellnerjacke wieder ausgezogen, sei in diesem Augenblicke wieder Offizier, ebensowohl wie der Graf Thalhausen. Nicht wahr, das wolltest Du sagen?

„Das wollte ich sagen, Onkel, und dabei, daß der Graf, wenn er jetzt erfährt, daß der von ihm Beleidigte Offizier war, die Beleidigung zurücknehmen oder sich schlagen muß.“

„Und auch so bist Du noch im Unrecht, Freund Gisbert. Eine Beleidigung ist nur dann eine Duellbeleidigung, die durch einen Zweikampf gesühnt werden muß,

wenn sie im Bewußtsein jener Ebenbürtigkeit zugefügt war, wenn wenigstens der Beleidiger es auf diese ankommen ließ. Das war hier nicht der Fall. Unser junger Freund hatte sich einmal, allerdings aus dem ehrenwerthesten Motive, aus einem Motive, das ihm die erste Bürgerkrone der Welt einbringen sollte, aber er hatte sich einmal zum Kellner degradirt, und so wie Alles, was er in seinem angenommenen Stande that, nur der Kellner, nicht der Offizier that, so traf auch Alles, was ihm so geschah, nur den Kellner, und der Offizier kann nichts davon wissen, und der Graf Thalhausen kann und muß auf Deine Alternative antworten, und ich selbst würde Dir die Antwort geben: Ich kenne keinen Lieutenant Becker; ich habe nie mit einem solchen Herrn etwas zu schaffen gehabt, nur ein Wort gewechselt; will der Kellner Louis von mir beleidigt sein, so mag er gegen mich eine Injurienklage anstellen. Meine Logik gefällt Euch nicht?"

„Sie überzeugt uns nicht.“

„Weil sie Euch nicht gefällt!“

„Wir sollen also für die freche Beleidigung, für die absichtliche Beschimpfung gar keine Genugthuung verlangen können?“

„Für die empfangene nicht, aber für eine noch zu empfangende.“

„Onkel Florens, ich verstehe Dich nicht.“

„Höre mir zu. Bei der Beleidigung war ein Zeuge zugegen, ein Zeuge gar, dessen Gegenwart auch dem feigsten und ehrlosesten Lump das Blut der Scham und des Zorns in das Gesicht treibt, die Geliebte, die Braut. Unser Freund darf die Beschimpfung, die er in ihrer Gegenwart erlitt, nicht auf sich sitzen lassen, ohne vollständige Satisfaction oder ohne Blut zu sehen. Nun ist meine Meinung, Du gehst zu dem Grafen Thalhausen, und sagst ihm einfach: Mein Herr, der Kellner Louis ist der Lieutenant Becker, Offizier des Königs wie Sie und Ritter von Tapferkeitsorden, was Sie nicht sind. Sie haben den Kellner Louis heute beleidigt. Werden Sie mir jetzt die Erklärung geben, daß Sie, wenn Sie den Offizierscharakter des Herrn Becker gekannt hätten, sich keine beleidigende Aeußerung gegen ihn würden erlaubt haben, und werden Sie ihn demnach nunmehr nach wie vor für einen ehrenwerthen, Ihnen an Ehre gleich stehenden Kameraden halten? Sagt er ja, was wollt Ihr beiden mehr? Sagt er nein oder macht er Winkelzüge, so hat er dann den Lieutenant Becker beleidigt, und der Lieutenant Becker schlägt sich zuerst mit ihm, und käme ein Unglück über ihn und Du müßtest den Freund rächen, so — aber wenn wir beide auch denselben stolzen Namen eines alten edlen Geschlechts führen, ich gehöre

zur Kirche. Habt Ihr noch Einwendungen, Ihr jungen Herren?"

„Nein, Herr Domherr.“

„Nein, Onkel Florens. Du triffst doch immer das Richtige.“

„So gehabt Euch wohl. Doch noch eins. Daß Ihr die Sache nicht an die große Glocke schlägt, versteht sich von selbst. Gisbertine erfährt also auch nichts. Aber was sagt Henriette?"

„Wir haben beide kein Wort weiter über die Sache gesprochen.“

„Weil Ihr Jedes wußtet, was zu thun sei, und Ihr Euch das Herz nicht schwer machen wolltet. Nun, ich werde mit dem braven Mädchen reden. — Aber alle Wetter“, rief der Domherr dann, „was gibt es denn da oben?"

Da oben war das Zimmer der Kranken.

Gisbert von Aichen verließ das Haus, um mit dem Grafen Thalhausen zu sprechen.

Der Domherr stieg die Treppe hinauf, um zu sehen, was es sei, was er oben gehört hatte.

In dem stillsten, von allem Geräusche entferntesten Zimmer des Hauses war das Krankenbett der verwundeten Frau Wahlberg aufgeschlagen.

Die Kranke war sehr schwach; Blutverlust, Schmerzen,

die Strapazen der Reise, Angst und Sorge, so manche andere plötzlich aufloodernde, schnell wechselnde Gemüths-
bewegung hatten sie hart und schwer mitgenommen; sie lag da, fast wie eine Leiche. Sie war in jenem entsetzlichen Halbschlummer des Schwerkranken, in welchem dieser nur auf Momente der wohlthätigen Bewußtlosigkeit des Schlafes genießt, um sogleich in das furchtbare Bewußtsein der träge dahinschleichenden, bleiern dünkenden Zeit mit ihrer Qual, mit ihrer Beängstigung, mit ihrer Hoffnungslosigkeit zurückgeworfen zu werden.

Der Arzt saß fast angstvoll an ihrem Bette.

Er war ein junger Mann. Er mochte auf der Universität etwas Tüchtiges gelernt haben, aber die Erfahrung fehlte ihm noch, mit ihr die Sicherheit, mit der Sicherheit die Ruhe. Erfahrung, Sicherheit und Ruhe machen zuletzt den Arzt. Er war klar und auf richtigem Wege gewesen, solange der Verlauf des Zustandes der Verwundeten ein normaler war, keine Schwierigkeiten und keine Besorgnisse bot. Als aber dann die plötzlich nothwendig werdende weitere Flucht, die raschen und heftigen Aufregungen der Kranken ihren Zustand unerwartet und schwer verschlimmerten, war er um so mehr rathlos geworden, je mehr er sah, daß ein so Vielen theures Leben in seine Hand gelegt war.

Dem Arzte gegenüber saß Gisbertine, die schöne,

launenhafte, widerspruchsvolle, widerspenstige Freifrau von Aschen. Sie hatte während der Nacht bei der Kranken gewacht, am Morgen ein paar Stunden geschlafen, dann sogleich wieder ihren Platz an dem Krankenbette eingenommen. Wie der Arzt angstvoll, so saß sie voll schwerer Sorge da. Sie war von der Nachtwache ermüdet; nur die Sorge gab ihrem Gesichte einen lebhaften Ausdruck. Sie war in ihrer Morgenkleidung, ohne jegliche Kunst oder Mühe der Toilette. So war Gisbertine schöner, als man sie vielleicht in ihrem Leben gesehen hatte. Sie war so echt weiblich schön; kein Zug von Launenhaftigkeit, von Widerspruch, von Trotz zeigte sich in dem feinen, edlen Gesichte, in dem man neben seiner Schönheit nur die Theilnahme und die Sorge sah. Wohl manche Sorge der Brust, des Herzens mochte sich darin spiegeln. Im Angesicht fremder Leiden, fremden Schmerzes erwacht doppelt der eigene Schmerz über Verlorenes, über Verfehltes, auch über Vorwürfe, die der Mensch sich selbst zu machen hat.

Gisbertine und der Arzt waren allein bei der Kranken. Die Frau Assessor und ihre Wirthschafterin Henriette — beide waren schon dagewesen — hatten sich auf kurze Zeit entfernt, um unten in der Küche nach der Anweisung des Arztes selbst für die Kranke Zubereitungen zu treffen.

Die Thür des Krankenzimmers öffnete sich leise. Die klugen Augen des Burschen Bernhard blickten hindurch. Er hatte etwas mitzutheilen. Der Arzt hatte ihn nicht sogleich gesehen, aber Gisbertine. Sie stand auf, ging zu dem Burschen hinaus, verschloß die Thür hinter sich. Alles geschah fast unhörbar.

„Was bringst Du, Bernhard?“

„Der Herr Mahlberg ist da und fragt, ob er hereinkommen darf.“

„Ich werde den Arzt fragen.“

Gisbertine wollte in das Zimmer zurückkehren.

„Der Herr Baron ist auch da, gnädige Frau“, sagte der Bursche.

Gisbertine erschraf.

Sie war wohl noch nie erschrocken, wenn von ihrem Manne gesprochen wurde. Sie mußte in besonderer Weise an ihn gedacht haben, auch an ihn, daß es heute der Fall war.

„Hat er gesagt, daß er mit zu der Kranken wolle?“ fragte sie.

„Nein. Aber ich dachte es mir.“

Gisbertine ging in das Zimmer.

Sie winkte den Arzt vom Bette, damit die Kranke nicht hören sollte, was sie ihm zu sagen habe.

„Mahlberg ist da. Darf er hereinkommen?“

Der Arzt besann sich.

Die Kranke rief leise:

„Frau von Nischen!“

Gisbertine ging zu ihr.

„Verstand ich Sie recht? Mein Mann ist da?“

Gisbertine hatte doch nicht leise genug gesprochen.

„Er ist da“, sagte Gisbertine.

„Und er will zu mir?“

„Ja.“

„D lassen Sie ihn kommen.“

Der Arzt war an das Bett zurückgetreten.

„Würde es Sie nicht zu sehr aufregen?“ fragte er die Kranke.

„Es wird mich beruhigen“, sagte sie.

Der Arzt stand ungeschlüssig.

Die Kranke bat Gisbertine durch eine Handbewegung, sich dicht zu ihr zu setzen.

Dann sprach sie ihr in das Ohr:

„Ich muß ihn sehen, sollte es auch mein Tod sein. D könnte ich in seinen Armen sterben!“

„Geben Sie die Erlaubniß, Herr Doctor“, bat Gisbertine den Arzt.

Er machte keine Schwierigkeit mehr.

Er öffnete selbst die Thür.

Mahlberg trat in das Zimmer.

Aber er allein, der Freiherr von Mchen war nicht bei ihm.

Gisbertine hatte sich verfärbt, als die Thür sich öffnete. Da sah sie Mahlberg allein. Sie biß nicht die Lippen zusammen, ihre Augen sprühten keinen Zorn. Der Schmerz umspielte den leise zuckenden Mund.

Sie erhob sich, um Mahlberg ihren Platz an dem Bette einzuräumen.

Die Kranke durfte, konnte sich nicht bewegen. Nur mit ihren Augen konnte sie dem Gatten begegnen. Sie waren so krankhaft groß, aber das Lächeln, der Glanz einer überirdischen Seligkeit leuchtete darin. So blickte sie den Gatten an.

Er hatte ihre Hand gefaßt; sie war so mager, so lang, er wagte kaum sie zu berühren; nur seine Lippen drückte er darauf.

Der Arzt und Gisbertine hatten sich an das Fenster zurückgezogen.

„Wie danke ich Dir, Hermann!“ sagte die Kranke.

Es war die Seligkeit des Dankes gegen ihn, gegen den Himmel, die in ihren Augen glänzte.

Die Augen des Mannes wurden feucht.

„Ich danke Dir ja Alles, Agathe“, sagte er. „Mein ganzes Leben soll nur der Dankbarkeit gegen Dich gewidmet sein.“

Ihr Blick wurde trüber.

„Meinem Andenken, Hermann. Ich sterbe.“

„Nein, nein! Uns muß das Glück blühen, das Glück des Lebens, der Liebe!“

„Ich hatte es mir auch gedacht“, flüsterte die Frau.
 „Ich hatte gewagt zu hoffen, wir könnten wieder zusammenleben, ich könne durch das Einsetzen meines Lebens für Dich Deine Liebe, unser Glück wiedergewinnen. Es war ein Wahn. Die Ehe ist etwas gar zu Heiliges. Der Verrath entheiligt sie für immer. Ich muß sterben. Der Himmel fügt es besser, weiser. Ich danke ihm. Ich danke ihm doppelt, da er mir die Gnade gibt, daß Du mir verzeihst, daß ich, versöhnt mit ihm und mit Dir, in Deinen Armen sterben kann.“

„Du wirst leben, Agathe“, wollte er ihr erwidern.

Die Thür des Zimmers hatte sich geöffnet.

Der Domherr war eingetreten.

Dem Domherrn hatte sich unten im Hause ein Fremder genahet.

„Mein Herr, ich erfahre, daß Sie mit einer Schwerkranken hier sind.“

Dem Domherrn sagte sein erfahrener Blick, daß er einen Mann vor sich habe, dem er vertrauen dürfe.

„Es ist so, mein Herr!“

„Man sagt mir auch, daß Sie einen tüchtigen jungen

Arzt bei sich haben, der aber bei der Bedenklichkeit des Falls selbst wünscht, einen zweiten Arzt zuziehen zu dürfen.“

„Auch dem ist so, mein Herr.“

„Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten?“

Der Domherr mußte den Fremden doch noch einmal ansehen.

Es war ein Mann etwa in der Mitte der vierziger Jahre. Sein einnehmendes Gesicht zeigte jenen klaren Geist und jenes ruhige Nachdenken, welche vereint zu der sichern Erkenntniß des Erkennbaren führen müssen. Dem entsprach auch die Ruhe und Sicherheit seines Benehmens, die Leichtigkeit seiner Bewegungen, der Mangel an Allem, was nur irgend eine Anmaßung, ein Streben, sich geltend zu machen, an den Tag gelegt hätte; er gewann sich um so größeres und festeres Vertrauen.

„Mein Herr“, sagte der Domherr, „ich nehme mit dem lebhaftesten Danke Ihr menschenfreundliches Anbieten an. Sie werden mir nur erlauben, daß ich Sie vorher der Kranken und unserm Arzte ankündige.“

„Ich hätte Sie darum gebeten, mein Herr.“

Der Domherr ging in das Krankenzimmer.

In seiner eigenthümlichen Weise wandte er sich sofort an die Kranke selbst.

Er hatte ihre letzten Worte gehört.

„Sie wollen sterben, meine liebe Frau“, sagte er zu ihr, „aber andere Leute wollen, daß Sie leben, selbst ein fremder Arzt, den ich eben unten im Hause traf. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich ihn zu Ihnen führe, wäre es auch nur, um unserm braven Doctor hier die Beruhigung zu verschaffen, daß er Alles, was in seinen Kräften stand, angewendet hat, um ein uns allen so theures Leben zu retten.“

In den Augen der Kranken glänzte es doch wieder, und es war ein Strahl der Hoffnung, der in ihm leuchtete.

Dem Menschen wird oft das Leben zu einer schweren Last, zu einer so schweren, daß er meint, er könne sie nicht weiter tragen, und er belügt nicht sich und nicht Andere, wenn er es ausspricht, er müsse, er wolle sterben. Zeigt ihm die Hoffnung des Lebens, er greift doch wieder nach ihr.

Mahlberg sah den Strahl der Hoffnung in den Augen der Kranken.

Wie neues Leben ergoß es sich in seine eigene Brust.

„Du willigst ein, Agathe?“

„Fragt den Herrn Doctor.“

„Ich hole den fremden Arzt selbst herbei“, war der Doctor schon auf dem Wege.

Eine schwere Bürde wurde von ihm genommen.

Aber der Domherr kam ihm zuvor.

Er öffnete die Thür.

Der fremde Arzt stand da und trat ein.

„Herr Geheimrath! Mein verehrter Lehrer!“ verbeugte der junge Doctor sich tief vor dem fremden Arzte.

Aber dieser gab ihm einen Wink und sagte freundlich:

„Ich bin erfreut, so unvermuthet einen ausgezeichneten lieben Schüler hier wiederzufinden.“

Dann setzte er sich bei der Kranken nieder.

Der junge Arzt mußte ihm an das Bett folgen.

Der Geheimrath untersuchte die Kranke und befragte den jungen Arzt.

Der Domherr stand combinirend am Fenster. Der fremde Arzt, der das klare, sichere, ruhige Wesen hatte, ein Geheimrath und ein von seinen Schülern hoch verehrter Lehrer war — der vornehme ältere Herr, den er vorhin in der Laube gesehen, der mit zwei andern Herren gekommen war — gehörte der Geheimrath zu diesen andern Herren? Wer war der Fremde in der Laube?

Der Geheimrath war mit seiner Untersuchung zu Ende.

„Mein lieber Colleague“, sagte er zu dem jungen Arzte, „ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Behandlung dieses schwierigen Falls. Ich wüßte nicht, was ich Anderes

hätte vornehmen und anwenden können. Wollen wir jetzt nicht vielleicht noch Folgendes versuchen?"

Er sprach weiter in den barbarischen, jedem Laien unverständlichen Ausdrücken des medicinischen Lateins.

„Alle Wetter“, sagte sich der Domherr, „der ist nicht bloß ein großer Gelehrter und ein berühmter Arzt, er ist auch ein Hofmann, und der Herr in der Laube —“

Er wurde in seiner weitem Betrachtung unterbrochen.

Draußen im Gange wurden mehrere Schritte laut, schwer und fest, mit Geklirr von Sporen und von Waffen.

„Ah, die kommen früh“, sagte sich der Domherr.

Er blickte nach der Kranken. Sie schien das Geräusch draußen nicht gehört zu haben oder nicht zu beachten. Dem Herrn Mahlberg gab er einen Wink, sich völlig ruhig zu verhalten.

Dann verließ er das Zimmer.

In dem Gange standen der hessische Wachtmeister und ein Gensdarm.

„Suchen Sie Jemand?“ fragte der Domherr sie.

„Ja, mein Herr!“

Der hessische Wachtmeister antwortete es. Er war ein höflicher Mann.

„Darf ich fragen, wen?“

Eine Antwort auf die Frage war nach der Ordre des Wachtmeisters wohl nicht gestattet. Er sah sich um

nach der Treppe, als wenn noch Jemand heraufkommen müßte, der die Frage beantworten werde.

„Ah“, sagte der Domherr errathend.

Er blickte ebenfalls nach der Treppe. Es kam Niemand.

„Aber wo Sie suchen wollen, das dürfen Sie mir sagen?“ wandte er sich wieder an den Wachtmeister. „In diesem Zimmer, aus dem ich kam?“

„Ja, mein Herr.“

Der Domherr öffnete die Thür des Zimmers.

„Herr Geheimrath“, sprach er hinein, „dürfte ich Sie auf ein paar Worte bitten?“

Der fremde Arzt trat heraus.

„Herr Geheimrath“, fragte der Domherr, „ist die Kranke zu retten?“

„Ich habe Hoffnung.“

„Verhehlen Sie mir nichts!“

„Ich habe eine begründete und starke Hoffnung.“

„Erlauben Sie mir dann eine andere Frage. Würde der Kranken eine heftige Gemüthsbewegung schädlich sein?“

„Sie könnte, nein, sie würde höchst wahrscheinlich, fast unzweifelhaft ihren Tod herbeiführen.“

Der Domherr wandte sich wieder an den Wachtmeister.

„Herr Wachtmeister, lassen Sie den Herrn Geheimrath von Schilden heraufbitten.“

„Den Herrn von Schilden?“ fragte der Arzt verwundert.

„Die beiden Herren hier stehen unter seinem Befehle“, sagte der Domherr.

Der Wachtmeister wollte die Treppe hinuntergehen. Der Herr von Schilden kam ihm schon entgegen. Ob er unten gestanden und gewartet und gehorcht hatte?

Der Domherr trat ihm entgegen.

„Mein Herr von Schilden, Sie wollen hier Ihren ehemaligen Freund und Kollegen, den Herrn Wahlberg verhaften?“

Der Herr von Schilden sah den Domherrn vornehm an.

„Mein Herr, ich bin nicht hessischer Beamter und wir sind hier in Hessen. Sie müssen mit Ihrer Frage sich an diesen Herrn wenden.“

Er zeigte auf den Wachtmeister.

„Um, Herr Wachtmeister“, sagte der Domherr, „haben Sie einen schriftlichen Befehl, hier den Herrn Wahlberg oder sonst Jemand zu verhaften?“

Der Wachtmeister zeigte auf den Herrn von Schilden.

„Ich habe nur den Befehl, den Anweisungen des Herrn Geheimraths zu folgen.“

„Sie hören, mein Herr Geheimrath“, wandte der Domherr sich wieder an den Herrn von Schilden. „Ich wiederhole also meine Frage.“

„Und welches Recht hätten Sie zu dieser Frage?“ sagte der Herr von Schilden.

„Das Recht der Menschlichkeit, mein Herr. Der Herr Mahlberg, den Sie suchen, ist in diesem Zimmer bei seiner Frau. Seine Frau liegt dort schwer krank. Eine Gemüthsbewegung würde ihren Tod herbeiführen. Wollen Sie mit Ihren Gensdarmen zu ihr eindringen, ihren Mann verhaften, sie tödten?“

Der Domherr sah mit seinen funkelnden Augen den Geheimrath der Polizei durchbohrend an.

Der Herr von Schilden mußte seine Augen niederschlagen. Aber er erhob sie wieder.

„Sie haben es ja in Ihrer Macht, der Frau die Aufregung zu ersparen. Bringen Sie den Herrn Mahlberg mir heraus.“

„Und wenn ich nun nein sagte, mein Herr von Schilden? Wenn ich im Gegentheil vorzöge, Ihre Frau Gemahlin, die da unten sitzt, mit dem Herrn Grafen Westernitz heraufzuholen, damit sie Zeugen seien, wie Sie, mein Herr, einer armen, unglücklichen Frau auch noch den Todesstoß geben, deren Unglück — soll ich fortfahren, Herr von Schilden?“

Der Herr von Schilden war leichenblaß geworden.
„Elender!“ sagte der Domherr.

Er rief das Wort laut, daß alle es hörten. Ein Zorn der Sittlichkeit, der Ehre hatte ihn ergriffen, dem er nicht widerstehen konnte.

Der Herr von Schilden zuckte zusammen.

Der Domherr gewann seine Ruhe wieder; aber die Worte, die er darin weiter an den Herrn von Schilden richtete, waren um so schneidender.

„Mein Herr, wenn Sie Genugthuung von mir verlangen — ich bin der Domherr Freiherr von Aschen. Ich verzichte auf mein Privilegium als Geistlicher; ich will vergessen, daß ich einem Manne gegenüberstehe, dem ein Ehrenmann jede Ehrengenußthuung verweigern könnte. Ich stehe Ihnen zu Diensten.“

Die Zähne des Herrn von Schilden knirschten.

„Sie werden von mir hören, mein Herr. Jetzt ruft mich mein Dienst.“

Er schritt zu der Thür des Zimmers, in dem die Kranke sich mit dem Manne befand, den er verhaften wollte.

„Einen Augenblick“, sagte der Domherr. „Kein Mord! Ich rufe Ihnen den Herrn Mahlberg heraus.“

Aber dem Herrn von Schilden war schon ein Anderer entgegengetreten.

„Drei Worte, Herr Geheimrath!“ sagte der fremde Arzt.

Der Herr von Schilden blickte auf. Er stuzte. Er hatte den Fremden bisher wohl nicht genau betrachtet. Er sah auf einmal ein Gesicht, das ihm bekannt schien, aber auch nur schien.

„Was wünschen Sie?“ fragte er zweifelhaft.

„Darf ich bitten?“

Der Arzt nahm den Arm des Geheimraths, führte ihn auf die Seite und sagte ihm leise einige Worte ins Ohr.

Der Herr von Schilden erblaßte noch einmal, verbeugte sich tief vor dem Arzte, gab seinen Gensdarmen einen Wink und entfernte sich mit ihnen.

Der Domherr sah den Arzt lächelnd an.

„Herr Geheimrath, darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Gewiß, Herr Domherr.“

„Sie sprachen mehr als drei Worte zu jenem Herrn. Und wenn ich nicht irre, so waren es dreimal drei und noch eins, und sie lauteten: Ich bin der Leibarzt des Königs, auf seinen Befehl hier. War es so?“

Der Arzt lächelte ebenfalls.

Das hieß: es war so.

„Wohl!“ fuhr der Domherr fort, „so haben Sie die Güte, Seiner Majestät meinen respectvollsten Dank

zu vermelden, und Sie, Herr Geheimrath, empfangen meinen herzlichsten Dank."

"Und warum", fragte der Arzt, "dem Könige nur Ihren respectvollsten Dank? Der König hat ein braves Herz."

"Als Mensch gewiß. Aber ein König soll, darf kein Herz haben."

"Sie haben ein Vorurtheil gegen die Könige."

"Es wäre möglich. Aber sagen wir lieber: gegen die Königreiche. Ich bin ein alter Republikaner."

"Um, Herr Domherr, wenn der König nun als Mensch der Kranken meine Hülfe geschickt hätte?"

"Ja, ja", sagte der Domherr. "Aber das meine ich eben, Könige dürfen keine Menschen sein."

"Also kein Herz haben?"

"Nein, mein verehrter Herr. Auf dem Throne darf nur das Recht sitzen, und das Recht darf kein Herz haben. Ein Herz ist heute gut, morgen schlecht."

"Mein König hat nur ein gutes Herz."

"Nun, so sagen Sie ihm meinen herzlichen Dank, ja, ja, meinen allerherzlichsten. Ohne den König hätten Sie wohl von der Schwerkranken nichts erfahren, und — der junge Arzt dort ist gewiß ein ganz tüchtiger werdender Arzt — Sie haben ebenso wohlwollend wie fein ihm über seine Behandlung der Kranken Ihr Compliment

gemacht; aber ohne Ihre Hülfe trügen wir vielleicht morgen eine Leiche zu ihrem Grabe in fremder Erde, und ich wäre ein Mörder geworden. Ja, mein Herr, sehen Sie mich nur darauf an. Ich hatte mich vermessen, mehr als ein König sein, dem lieben Gott selbst in das Handwerk pfuschen zu wollen, und das konnte, durfte fast nicht gut gehen. Da hat der liebe Gott es doch zum Besten gewandt, durch — hm, wir sind ja alle Werkzeuge in seiner Hand, die Könige, die Aerzte, die Domherren, wir sind ja alle Menschen. Leben Sie wohl, mein sehr verehrter Herr."

Der Leibarzt des Königs ging kopfschüttelnd.

Zu dem Domherrn trat sein Neffe Gisbert.

„Ah, Gisbert, Du warst bei dem Grafen Thalhausen?"

„Und bei seinen Kameraden."

„Erzähle."

Der junge Freiherr erzählte.

Er war in den Garten zu den Offizieren gegangen.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Grafen Thalhausen hier zu sehen?"

„Wen habe ich die Ehre?" fragte der Graf Thalhausen.

Er sagte es leichthin, vornehm, ohne aufzustehen.

Gisbert war in einfacher Reifekleidung.

„Freiherr von Nischen“, antwortete Gisbert ebenso vornehm.

Mit dem Baron fängt der Mensch an, sagte einmal ein österreichischer Graf.

Der Graf Thalhausen wurde höflicher; er stand auf.

„Worin kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?“

Gisbert wurde um so kälter, frostiger.

„Ich komme im Auftrage eines Herrn Becker zu Ihnen, Herr Graf.“

Der Kälte des Freiherrn gegenüber wollte sich auch der Graf nichts vergeben.

„Ich habe nicht die Ehre, einen Herrn Becker zu kennen.“

„Aber den Kellner Louis hier kennen Sie.“

„Herr Freiherr —“

„Dieser Kellner Louis ist der Herr Becker, in dessen Auftrage ich zu Ihnen komme. Sie haben ihn beleidigt, Herr Graf —“

„Mein Herr Baron, ein Graf Thalhausen beleidigt keine Kellner; er läßt sich von ihnen bedienen.“

„Herr Graf, der Herr Louis Becker ist Offizier in der preussischen Armee, in der auch Sie und ich die Ehre haben zu dienen. Er ist mir zugleich ein lieber Freund.“

„Und was soll das Alles, Herr Baron?“

„Das soll, Herr Graf, Ihnen einfach erklären, warum

ich in seinem Namen zu Ihnen mit dem Ersuchen komme, die Beleidigung, die Sie dem Kellner Louis zufügten, nunmehr, da es Ihnen bekannt wurde, daß er der Lieutenant Becker ist, zurückzunehmen —“

„Ich bedaure, Herr Baron!“

„Oder — Sie hatten nicht die Güte, mich aussprechen zu lassen — die Erklärung abzugeben, daß Sie wenn Sie den Offizierscharakter des Lieutenants Becker gekannt hätten, sich keine Beleidigung gegen ihn würden herausgenommen haben.“

„Ich bedaure, Herr Baron, daß auch das nicht geschehen wird.“

„Herr Graf, Sie wiederholen mit den Worten Ihre Beleidigung.“

„Gegen wen, Herr Baron?“

„Gegen einen Ehrenmann!“

„Sie meinen einen Mann von Ehre?“

„Gegen einen Offizier des Königs denn, wenn Ihnen der mehr gilt als ein Ehrenmann!“

„Herr Baron, ein Offizier des Königs trägt keine Kellnerjacke, und trägt er sie, so ist er kein Offizier des Königs mehr. Hätten Sie mir noch etwas zu sagen?“

„O ja, mein Herr! Daß ich Sie für feig halte, bis Sie dem Lieutenant Becker Genugthuung gegeben haben.“

Meinen Namen wissen Sie. Ich wohne in dem Hause dort."

Gisbert von Nschen grüßte die andern Offiziere, kehrte in das Wirthshaus zurück, suchte seinen Oheim auf und theilte ihm das Geschehene mit.

„Gisbert, Du warst nicht ehrlich“, sagte der Domherr.

„Gegen wen nicht, Onkel?“

„Gegen Deinen Freund Becker. Du suchtest für Dich Streit mit dem Grafen.“

„Er provocirte mich.“

„Und wie soll nun Dein Freund Satisfaction bekommen?“

Der Nefse hatte darauf allerdings keine Antwort.

„Jugendeifer!“ zuckte der Domherr die Achseln. „Aber laß mich machen. Willst Du vielleicht jetzt zu Deiner Frau gehen? Sie ist da drinnen.“

Sie standen in dem Gange, an dem das Zimmer der Kranken lag. Der Domherr zeigte nach dem Zimmer.

„Jetzt auf keinen Fall“, sagte Gisbert.

„Hm, ich dachte, Du wolltest sie zum zweiten Male als Krankenwärterin bei Dir engagiren. Aber geh! Wo treffe ich Dich, wenn ich Dich zu sprechen habe?“

„Unten bei Becker.“

Gisbert ging die Treppe hinunter.

Der Domherr stand noch einen Augenblick sinnend.

Die Frau Assessor Friedrichs kam die Treppe herauf. Der Domherr hatte gefunden, was sein Sinnen suchte.

„Ah, Karoline, Du kommst wie gerufen.“

„Das freut mich, Onkel Florens! Was wünschest Du?“

„Dein Mann wird heute in Ovelgönne sein?“

„Um mich zurückzuholen.“

„Laß ihn hierher kommen. Ich bedarf seiner.“

Die junge Frau sah ihn fragend an.

„Ich muß wohl aufrichtig sein, Karoline. Er soll dem Herrn Becker secundiren.“

„Also es kommt zu dem Duell?“

„Um, Du weißt davon?“

„Die Beleidigung, nein, die Beschimpfung fiel ja in Gegenwart Henriettens vor!“

„Und sie erzählte Dir davon?“

„Gewiß.“

„Und was meinte sie von dem Duelle?“

„Höre, Onkel Florens, die Liebe macht auch in uns Frauen die Ehre mächtig.“

„Gut. Also Dein Mann wird kommen?“

„Er wird. Ich werde ihm auf der Stelle einen Boten schicken. Vielleicht, da er mich nicht zu Hause findet, ist er auch schon auf dem Wege hierher. Aber eine Frage, Onkel. Warum secundirt Gisbert nicht?“

„Um, weil er sich selbst mit dem Grafen Thalhausen schlagen wird.“

„Weiß Gisbertine es?“

„Nein! Und ich bin noch nicht mit mir im Klaren darüber, ob sie es wissen soll.“

Sie trennten sich.

Der Domherr ging in einen andern Corridor, klopfte an eine Thür, trat in ein Zimmer. Es war das Zimmer des Generals von Steinau.

Der alte stramme Herr lag auf dem Sopha, hatte seinen Morgenkaffee auf einem Tische neben sich stehen, blies aus seinem alten Soldatenstummel Wolken, die die Stube zu verfinstern drohten, und sah ihnen nach, wie sie zur Decke hinaufflogen. Das war seine Beschäftigung.

„Besser Steinau“, fragte ihn der Domherr, „machen wir eine kleine Promenade in den Garten? Der Morgen ist so schön.“

„Und man bekommt in der freien Luft bessern Appetit zum Mittagessen“, sagte der General.

Er erhob sich.

Sie gingen in den Garten.

In dem Garten saßen die vier Cavallerieoffiziere noch beisammen. Sie waren sehr still. Die Begegnungen des Grafen Thalhausen zuerst mit dem Kellner, der

zum Offizier geworden war, und dann mit dem Freiherrn von Aschen beschäftigten sie noch.

Als der General von Steinau sie sah, wurde er etwas verlegen. Die Offiziere waren in Uniform; auch er war es. Da durften sie ihn nicht ignoriren, sie mußten sich ihm vorstellen, sich bei ihm melden, wie es heißt. Aber er konnte nicht mehr zurück. Der Domherr hatte ihn wohl absichtlich in die Nähe der Herren geführt.

Die Offiziere kannten den General.

Sie standen auf, zu ihm zu gehen.

Der General ging ihnen höflich entgegen.

Sie meldeten sich bei Seiner Excellenz.

„Better Steinau“, sagte der Domherr, „wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, mich den Herren vorzustellen?“

„Mein Better, Domherr Freiherr von Aschen“, stellte der General den Domherrn vor.

Den Offizieren wurden die Gesichter etwas lang und leserlich zugleich.

„Teufel, dieser Domherr ist der Oheim des jungen Freiherrn von Aschen, der vor einer Viertelstunde hier war, und dieser junge Freiherr ist mit dem General noch näher liirt!“

„Sm, lieber Better Steinau“, sagte der Domherr,

„es wird Ihnen Freude machen, zwischen Ihren Herren Kameraden Platz zu nehmen.“

„Excellenz würden uns eine große Ehre erweisen“, mußten die Offiziere sagen.

Ihre Gesichter mußten eine andere Besart verbergen: „Hole der Teufel den verdammten Pfaffen!“

Der General konnte die Einladung nicht ausschlagen.

Er setzte sich mit dem Domherrn an den Tisch der Offiziere.

„Die Herren kommen von Hofgeismar hierher?“ fragte der General.

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Werden Excellenz ebenfalls das Bad besuchen?“

„Ich werde mich vorher noch einige Tage hier aufhalten.“

„Es ist hier so wunderbar reizend, Excellenz —“

„Ja“, sagte der General.

„Wir führen auch eine theure Kranke bei uns“, sagte der Domherr, „deren Zustand sich plötzlich so sehr verschlimmert hat, daß wir einen gezwungenen Aufenthalt hier nehmen mußten.“

„Eine theure Anverwandte, Excellenz?“ fragte der Herr von Homberg, der Alles wissen mußte.

Der General wurde roth. Er wollte dem Domherrn einen zornigen Blick zuwerfen; er durfte nicht noch mehr seine Verlegenheit verrathen.

Einer Antwort, nach der er suchte, kam der Domherr zuvor.

„Keine Anverwandte“, sagte er, „aber die Gattin eines braven Offiziers, der unter dem Herrn General gedient hat.“

Da keine weitere Auskunft erfolgte, durfte der Herr von Homberg nicht weiter fragen.

Der Domherr aber hatte eine Frage an den General.

„Beter Steinau, wer brachte Ihnen heute Morgen Ihren Kaffee?“

„Der Kellner. Louis heißt er, wie ich glaube.“

„Ist Ihnen an dem jungen Mann nichts aufgefallen?“

„Er ist ein hübscher, gewandter Mensch. Er hat mir gefallen.“

„Wissen Sie, wie er zum Kellner geworden ist?“

„Wie so, Beter Aschen?“

„Er war Offizier.“

„Offizier?“

„Er ist es noch.“

„Beter Aschen!“

„Er ist auch Ritter des eisernen Kreuzes.“

Der General fuhr auf, als ob ihn eine Wespe gestochen habe.

„Er wäre also preussischer Offizier?“

„Better Steinau, erinnern Sie sich eines Freiwilligen Becker, den der alte Blücher auf dem Schlachtfelde von Ligny zum Offizier ernannte? Der junge Mann hatte ein ganzes Bataillon vom unvermeidlichen Untergange gerettet.“

„Better Nischen, was soll das? Jener Offizier ist doch nicht —“

„Antworten Sie mir, Better Steinau, wenn ich bitten darf. Erinnern Sie sich jener That?“

„Ja, ja.“

„Und hätten auch Sie, wenn Sie der General des jungen Freiwilligen oder Unteroffiziers gewesen wären, ihn zum Offizier gemacht?“

„Auf der Stelle. Es war eine That des Muthes und der Ehre, die nicht geringer belohnt werden konnte. So sah es auch die ganze Armee an.“

„Der Kellner Louis ist jener Offizier.“

Der General fiel, knickte zusammen. Das Gesicht wurde ihm leichenblaß; die Augen starrten wie verglast; die Arme hingen ihm schlaff herunter. Er saß da wie ein gebrochener Mann.

„Ein so braver Offizier, und — Kellner! Wenn das der König wüßte!“

„Der König —“ platzte der Domherr los.

Aber er schwieg. Es war wohl noch nicht Zeit
 Lemme, Der Domherr. IV.

für ihn, das vorzubringen, was er auch vom König mußte.

„Aber, Better Steinau“, sagte er, „ich muß Ihnen noch erzählen, wie der Lieutenant Becker zum Kellner geworden ist.“

Der General hatte sich von der Lähmung erholt, die der Schreck ihm über Geist und Körper gebracht hatte.

„Schweigen wir von der Geschichte, Better Alchen, die gar zu betrübend, die empörend ist.“

Der Offiziere hatte sich eine kaum zu beschreibende Verlegenheit bemächtigt, als der Domherr von der Heldenthat des Kellners in der Schlacht von Rigny begann. Die letzten Worte des Generals brachten Triumph in ihre Blicke.

Aber sie kannten den Domherrn von Alchen nicht.

„Better Steinau“, sagte der Domherr, „jede Sache hat außer ihrer Schattenseite auch eine Lichtseite, und ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Eines Mannes Rede ist keine Rede; man soll sie hören alle beede.“ Einen preußischen Offizier, den der alte Feldmarschall auf dem Schlachtfelde zum Offizier ernannt und dem sein König dann einen Orden verliehen, den soll kein anderer preußischer Offizier einseitig verdammen, und wollte das einer, der nicht Offizier ist, so sollten seine Kameraden

für ihn eintreten, bis ihnen ein strenger Beweis seiner Schuld geliefert worden ist."

"Bedarf es hier noch eines solchen Beweises?" rief der General.

"Aber des Gegenbeweises, Better Steinau."

"Könnten Sie ihn führen?"

"Halten Sie einen Bauerknecht für einen schlechten, ehrlosen Menschen? Um seines Standes willen, meine ich."

"Sie wollten mir einen Beweis liefern, Better Wschen."

"Meine Frage soll für ihn dienen. Ich bitte also um Antwort."

"Ein Bauerknecht kann ein ganz ehrenwerther Mann sein."

"Ich meine das auch, und wir haben Beispiele, daß aus Bauerknechten vornehme Grafen und große Generale geworden sind. Ich erinnere Sie an den österreichischen General Grafen Spork; er war Bauerknecht in einem Dorfe meiner Heimat Westfalen. Die hochmüthige Tochter seines Bauers verschmähte seine Liebe. Der deutsche Kaiser machte ihn zu seinem General, erhob ihn in den Grafenstand des deutschen Reichs. Aber weiter, mein Better, was sagen Sie zu einem Schneidergesellen? Würden Sie dem großen Kurfürsten unter oder mit dem

vormaligen Schneidergesellen, dem Feldmarschall Derfflinger, haben dienen mögen?"

„Es war ein ehemaliger Schneidergeselle, Better Mischen.“

„Hm, ja, Better Steinau. Aber Sie wissen, daß Derfflinger, der zuerst im schwedischen Heere diente, nach dem westfälischen Frieden als Fremder von der Schwedenkönigin entlassen wurde. Der große Kurfürst von Brandenburg nahm ihn darauf in seine Dienste. Wenn dies nun nicht geschehen wäre oder nicht sogleich, und der Oberst Derfflinger hätte nun — militärische Pensionen gab es damals noch nicht; Vermögen hatte der brave, ehrliche Derfflinger nicht erworben; gelernt hatte er nichts, als das Schwert und die Nadel zu führen; sein Schwert wollte Niemand; leben mußte er; Straßenräuber oder Dieb wollte er nicht werden; er wollte gern ein ehrlicher Kerl bleiben; da griff er wieder zu seiner Nadel, ernährte sich redlich, bis der große Kurfürst in seinen Kriegen mit den Polen, Franzosen und so weiter eines tüchtigen Generals bedurfte. Da stieg der vormalige und demnächstige Schneidergeselle Oberst Derfflinger wieder von seinem Schneidertisch herunter, warf die Nadel zum zweiten Male von sich, und der große Kurfürst machte ihn zu seinem General und später zu seinem Feldmarschall und sagte nicht zu ihm: Thut mir leid; ich

kann von Seinen Diensten keinen Gebrauch machen; ein Offizier, der sich zum Schneidergesellen degradirt, kann nicht mehr meiner Armee angehören; kein Offizier, der auf seine Ehre hält, würde mit Ihm dienen wollen. — Ah, Better Steinau, ich glaube, ich wollte eine Frage an Sie richten; ich habe sie vergessen. Aber eine andere fällt mir dafür ein: Sie hätten als Kurfürst den Offizier, der nicht mit dem Derfflinger hätte dienen wollen, auf die Festung geschickt? Aber nein, antworten Sie mir noch nicht. In Ihren Kriegsgerichten wird ja wohl, wie auch in andern Gerichten, beim Abstimmen von dem Jüngsten angefangen. Ei, meine jungen Herren Offiziere, darf ich vorab um Ihre Ansicht bitten? Zuerst Sie, Herr Graf Thalhausen."

Es war eine bedenkliche Frage für den Grafen Thalhausen. Aber er war nicht der Mann, der leicht verlegen wurde.

„Es käme auf gewisse Voraussetzungen an“, sagte er.

„Zum Beispiel, Herr Graf?“

Aber der Graf kam nicht weiter zum Antworten. Seine Antwort, die er gegeben hatte, sollte ihn doch festgefahren haben.

Sie hatte den General in Zorn gebracht.

„Es kommt auf gar keine Voraussetzungen an“, sagte der alte Soldat seines Königs. „Mit einem Offizier, dem

mein König die Ehre erweist, ihn in seine Armee aufzunehmen, muß es mir eine Ehre sein, zu dienen, und ein Offizier, der anders denkt oder Bedenklichkeiten hat, der lehnt sich gegen seinen König auf und gehört in die Festung.“

„Wie ein braver Offizier gesprochen, Vetter Steinau“, sagte der Domherr, „und was von einem Schneidergesellen gilt, das gilt auch von einem Kellner, und —“

Der Domherr fuhr in einem Zuge fort, daß ihm auch nicht das kleinste Wort des Widerspruchs zwischen seine Rede eingeschoben werden konnte.

„Und unser Lieutenant Becker war vor den Feldzügen Kellner gewesen, hatte seine Beschäftigung verlassen und zur Vertheidigung seines Vaterlandes das Gewehr ergriffen, war nach Beendigung des Kriegs entlassen und hatte vergeblich bei aller Welt, bei allen Ministerien und Behörden um irgend eine Anstellung nur als Kanzlist oder dergleichen gebeten, ward überall zurückgewiesen und mußte, wenn er nicht verhungern wollte, wieder Kellner werden. Aber er ging in das Ausland, wo Niemand ihn kannte, und er verbarg seine Uniform und seine Orden ganz tief unten in seinem Koffer, daß kein Mensch nur ahnen konnte, daß er ein Offizier des Königs von Preußen sei. Vetter Steinau, haben Sie einen Stein für ihn, oder erklären Sie ihn für einen Ehrenmann?“

„Er ist ein Ehrenmann“, sagte der General Steinau.
 „Und Sie würden ihn als Offizier wieder aufnehmen, wenn es Krieg gäbe und der König mehr Offiziere nöthig hätte?“

„Auf der Stelle.“

„Aber alle Wetter, Better Steinau, noch eine Frage.“

Der Domherr ließ, bevor er seine Frage aussprach, seine lebhaften Augen auf dem Gesichte des Grafen Thalhausen ruhen.

Der Graf wußte nicht, wo er mit seinen Augen bleiben sollte.

Der Domherr fuhr zu dem General gewendet fort:

„Wenn Sie aber einen Sohn oder Neffen hätten, der mit dem Lieutenant Becker, weil er so gehandelt, wie er gehandelt hat, sich nicht schlagen wollte, was würden Sie dem Sohne oder Neffen sagen?“

„Better Uschen“, erwiderte der General, „einen Sohn habe ich nicht; hätte ich einen, so wäre er Offizier, und wollte er sich dann mit dem Lieutenant Becker, so wie Sie den Fall setzen, nicht schlagen, so würde ich zum Könige gehen und ihn bitten: Majestät, lassen Sie meinen Sohn als einen Unwürdigen infam cassiren.“

Der General sprach es wieder in großem Zorne.

Der Graf Thalhausen saß vernichtet da.

Seine drei Kameraden wagten nicht zu ihm aufzublicken.

Der Domherr stand auf.

„Wir sprachen vorhin vom Könige, Better Steinau. Der König ist hier.“

„Wa — was?“ sprang der General auf. „Hier? Wo?“

„Vor einer Stunde hat er in jener Laube gefessen, mit dem General Witzleben. Jetzt promenirt er mit diesem. Ah, dahinten kehren sie gerade zurück. Sie werden Seiner Majestät Ihre Aufwartung machen wollen, Better! Also auf Wiedersehen.“

Die vier jungen Offiziere saßen alle wie vernichtet.

„Herr des Himmels!“ flog es über ihre Lippen, wie vor ein paar Stunden über die des Kellners.

Der Domherr nahm mit einem freundlichen Lächeln Abschied von ihnen.

„Meine Herren, ich habe mich sehr gefreut — ich wünsche Ihnen einen vergnügten guten Morgen!“

Indem er dann zum Hause zurückkehren wollte, hörte er hinten an der Fähre eine melancholische Stimme rufen:

„Hol' über!“

Er blieb stehen.

„Sollte ich die Stimme nicht kennen? Wahrhaftig,

der alte lahme Schulmeister Hausmann! Der arme Musketier mit dem zweimal gebrochenen Bein! Und dahinten geht sein alter Hauptmann, der es ihm zweimal brechen ließ, um seinem Könige eine Freude zu machen. Ah, Better Steinau, wegen des alten Mannes wollten wir noch abrechnen, schon seit Jahren. Ob heute? Sie waren zwar so eben sehr brav, aber auch nur aus Gehorsam gegen Ihren König. Nun, wir wollen sehen."

Das war am Morgen geschehen.

Gegen Abend desselben Tages waren mehrere Herren in einer engen verborgenen Schlucht versammelt, die zur Seite aus der Dahlheimer Schlucht, etwa eine Viertelstunde von der Sägemühle entfernt, auslief.

Vier Offiziere sah man darunter, den Grafen Thalhaufen, die Herren von Homberg und Klasewitz; der vierte hat uns seinen Namen nicht genannt. Sie hielten sich zusammen auf der einen Seite der engen Schlucht.

Ihnen gegenüber auf der andern Seite befanden sich der vormalige Kellner Louis — wir nennen ihn zuerst, da er heute mit dem Grafen Thalhaufen die Hauptperson in der kleinen Schlucht war — ferner der Assessor Friedrichs, der Hauptmann Mahlberg und der Freiherr Gisbert von Aschen, also gleichfalls vier Personen.

Insofern herrschte auf beiden Seiten eine Gleichheit für den ersten Act, den sie vorhatten.

Die vier jungen Offiziere waren in ihren Uniformen.

Die vier Herren ihnen gegenüber waren in ihrer einfachen bürgerlichen Kleidung. Aber alle vier trugen sie das eiserne Kreuz, und der Obristlieutenant Friedrichs trug dessen erste Klasse und darüber den höchsten militärischen Orden pour le mérite.

Im Hintergrunde unter den Bäumen war noch ein neunter Herr. Es war der junge Arzt, den der Domherr von Aichen aus Uslar zur Behandlung der schwer verwundeten und schwer kranken Frau Mahlberg mitgenommen hatte. Er hatte die Aussicht, heute Abend bei einer vielleicht noch schwerern Verletzung seine Hülfe leisten zu müssen, vielleicht auch zu sehen, daß ärztliche Hülfe nicht mehr möglich sei. Er packte sein Verbandzeug unter den Bäumen aus.

Als er damit fertig war, trat der Assessor Friedrichs in die Mitte der schmalen Schlucht vor.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre“, sagte er zu einem der vier Offiziere hinüber.

Der Herr von Homberg trat zu ihm.

Der Assessor Friedrichs war der Secundant des Lieutenants Louis Becker, der Herr von Homberg der des Lieutenants Graf Thalhausen.

Die Einleitungen zu dem Duell waren folgende gewesen.

Nachdem am Morgen der General Steinau die vier Offiziere verlassen hatte, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, und nachdem dann auch der Domherr von Aschen ihnen einen vergnügten guten Morgen gewünscht, hatten die vier Herren sich zuerst eine Zeit lang still angesehen.

„Der verdammte kleine Spitzbube!“ hatte darauf zuerst der Herr von Klafewitz ausgerufen.

Der Herr von Homberg aber, der Alles wußte, hatte gemeint:

„Der Mensch ist ein Jesuit!“

Der Graf Thalhausen hatte nur einfach gesagt:

„Ich muß mich mit dem Kellner schlagen. Mit einem Kellner! Es ist zum Verzweifeln! Diese verdammte Landwehr! Aber es geht nun einmal nicht anders. Homberg, arrangire die Sache.“

„Zu wann?“ fragte der Herr von Homberg.

„Zu heute Abend! Je eher, je besser. Hier kann ich doch nicht mehr bleiben. Man würde im Bade mit Fingern auf mich zeigen. Morgen reise ich ab.“

„Er ist ja ordentlich wehmüthig!“ sagte sich der Herr von Homberg.

Er ging in das Haus und suchte den Freiherrn von Aschen auf.

„Herr Baron, der Graf Thalhausen wird dem Lieutenant Becker Satisfaction geben.“

„Und wie, Herr von Homberg?“

„Er wird sich mit ihm schlagen.“

„Und nicht die Beleidigung zurücknehmen? Es wäre einfacher.“

„Aber es geht nicht. Sie werden es einsehen. Nachdem der Graf anfangs jede Satisfaction verweigert hatte, würde man es ihm als Feigheit auslegen, wenn er jetzt revociren wollte.“

Gisbert sah es ein. Dann sah er auch etwas Anderes ein, und er wurde verlegen.

„Nach dem Duell mit Becker wird der Graf sich mit mir schlagen. Ich darf daher Becker nicht secundiren.“

„So ist es.“

„Woher nehmen wir einen Secundanten für ihn? Der Hauptmann Mahlberg —“

„Mahlberg? Der Entsprungene?“

„Nehmen Sie Anstoß daran, mein Herr?“

„O nein, Herr Baron. Das preußische Offiziercorps hat mit der ganzen Demagogenriechei und Demagogenfängerei nichts zu schaffen. Aber wird der Hauptmann Mahlberg als Verfolgter in der Sache vortreten wollen?“

Gisbert wollte antworten.

Er wurde aus seiner Verlegenheit befreit.

„Ah, mein Freund, Sie kommen wie gerufen.“

Der Assessor Friedrichs nahte sich den Beiden.

„Sie werden unserm Freunde Becker secundiren? Ich darf es nicht.“

„Ich weiß Alles“, sagte Friedrichs. „Karoline hatte mir auf Veranlassung des Domherrn den Bernhard entgegeneschiedt.“

Gisbert stellte den Angekommenen dem Herrn von Homberg vor.

„Der Herr Obristlieutenant Friedrichs wird dem Lieutenant Becker secundiren. — Der Herr Lieutenant von Homberg, lieber Friedrichs, ist der Secundant des Grafen Thalhausen. Die beiden Herren werden ja das Weitere verabreden.“

Gisbert ging damit.

Der Lieutenant von Homberg stand überrascht.

Die kräftige Gestalt, das ruhige, stolze Manns Gesicht imponirten ihm, trotz des einfachen Wesens des Mannes, trotz seiner bürgerlichen Kleidung. Und der Obristlieutenant kam dazu und der Name. Welcher Offizier in der preussischen Armee kannte den muthigen Regimentsführer Friedrichs nicht?

„Verabreden wir das Weitere, Herr Lieutenant“, sagte Friedrichs in seiner schlichten, ruhigen und doch so stolzen Weise.

„Herr Obristlieutenant —“ sagte der Offizier.

„Nicht so, Herr Lieutenant. Ich heiße Friedrichs, wie Sie gehört haben. Wollen Sie einen Titel, so bin ich Gerichtsassessor. Obristlieutenant bin ich nur, wenn mein König wieder meines Arms und meines Degens bedürfen sollte.“

Der Lieutenant verbeugte sich.

„Ihr Herr Duellant ist der Beleidigte“, sagte er. „Sie haben die Wahl der Waffen.“

„Ich schlage krumme Säbel vor“, erwiderte Friedrichs.

„Wir haben das Recht der Steigerung, Herr Friedrichs.“

„Gewiß, Herr von Homberg.“

„Und wählen Pistolen.“

„Wir nehmen sie an.“

„Ich hätte zugleich eine fernere Bitte des Grafen Thalhausen auszusprechen.“

„Theilen Sie sie mit.“

„Er wünscht sich noch heute Abend zu schlagen.“

„Ich nehme es gleichfalls an.“

„Wüßten Sie einen passenden Ort, Herr Friedrichs?“

„Hier im Thale. Eine Viertelstunde unterhalb der Mühle zieht sich rechts eine schmale Schlucht seitwärts in das Gebirge. Sie können sie nicht verfehlen.“

„Welche Stunde wäre Ihnen genehm? Wir wünschen

vorher nach Hofgeismar zurückzukehren, um Waffen und Anderes zu besorgen."

"Können Sie gegen sieben Uhr heute Abend zurück sein?"

"Früher."

"So bitte ich um sieben Uhr."

"Einverstanden."

"Einen Arzt werde ich mitbringen", sagte Friedrichs noch.

Er wollte sich entfernen.

Aber der Herr von Homberg hatte noch etwas auf dem Herzen.

"Herr Friedrichs, ich möchte eine Mißdeutung unserer Wahl der Waffe beseitigen. Sie wählten den Säbel, weil es dem Herrn Becker nur darauf ankommen konnte, überhaupt durch ein Duell seine Ehre wieder anerkannt zu sehen. War es nicht so?"

"Es war so, Herr von Homberg."

"Der Graf Thalhausen mußte steigern, wiederum aus dem Grunde, damit ihm, der einmal das Duell abgelehnt hatte, kein Vorwurf der Feigheit gemacht werden könne."

"Ich begreife das", sagte Friedrichs, "und ich freue mich, in Ihnen einen so wackern Offizier gefunden zu haben, der kein Bedenken trug, offen eine solche Erklärung abzugeben."

Die beiden Herren trennten sich mit einem Händedruck.

Um sieben Uhr am Abend waren die vier Offiziere auf der einen und der Lieutenant Becker mit seinen drei Begleitern auf der andern Seite in der Nebenschlucht unterhalb der Dahlheimer Mühle eingetroffen.

Der Arzt war ihnen gefolgt.

Gisbert von Alsen war mitgekommen, weil er in einem entscheidenden Momente nicht fern von seinen Freunden sein wollte.

Mahlberg sollte als Zeuge des Kampfes thätig sein. Gisbert konnte auch die Rolle des Zeugen nicht übernehmen, weil er in zweiter Linie sich mit dem Grafen Thalhausen schlagen mußte und daher nach den Gesetzen des Duells während des Kampfes selbst sich zu entfernen hatte.

In der Schlucht war es noch hell. Ueber eine Senkung des Gebirges sandte die Sonne noch ihre Strahlen hinein.

Der Arzt hatte sein Verbandzeug auseinander gelegt.

Die beiden Secundanten, der Assessor Friedrichs und der Lieutenant von Homberg, waren unter den Bäumen weg in der offenen Mitte der Schlucht zusammengetreten.

„Die Herren schießen auf Commando“, sagte Friedrichs.
„Angenommen!“

„Entfernung fünfzehn Schritt.“

„Einverstanden!“

„Sie, Herr von Homberg, haben das Commando.“

„Es ist so.“

„Nehmen wir die Mensur!“

Sie steckten einen grünen Zweig in die Erde. Sie maßen, indem sie neben einander gingen, von dem Zweige aus fünfzehn Schritt ab. Ein zweiter Zweig wurde in den Boden gesteckt.

„Sie haben für Waffen gesorgt, Herr von Homberg?“

„Wir führen zwei Paar Pistolen bei uns.“

„Laden wir sie.“

Der Herr von Homberg holte ein Paar Pistolen mit dem Ladezeuge herbei.

Friedrichs lud eine Kugel in das eine, der Herr von Homberg in das andere Pistol.

Jeder von ihnen überreichte das von ihm geladene Pistol seinem Duellant.

Die beiden Duellanten stellten sich jeder mit seiner Waffe an einen der grünen Baumzweige.

Die Secundanten stellten sich ihnen ein paar Schritte davon zur Seite.

Einige Schritte weiter zurück nahmen die Zeugen ihren Platz, der Hauptmann Mahlberg, der Lieutenant von Klafewitz.

Gisbert von Nschen hatte sich, als die Waffen geladen wurden, in den Hintergrund der Schlucht zurückgezogen.

Dem Lieutenant Becker hatte er vorher die Hand gedrückt.

Die beiden Duellanten waren mit festen Schritten auf ihre Mensur getreten. Sie standen ruhig da.

Louis Becker hatte in mancher Schlacht dem Tode mit kaltem Blute in das Auge geschaut.

Der Uebermuth des Grafen Thalhausen war einem ruhigen Ernst gewichen, der seinen Muth bezeugte und der Hoffnung Raum gab, sein Charakter könne noch in einer seines schönen Muthes würdigen Weise sich befestigen.

„Fertig!“ commandirte der Herr von Homberg.

Die Duellanten spannten den Hahn ihrer Waffe.

„Eins!“

Die Duellanten erhoben den Arm mit der Waffe.

„Zwei!“

Die Duellanten rührten sich nicht.

„Los!“

Beide Duellanten drückten in demselben Augenblicke die Pistolen ab.

Beide Schüsse waren losgegangen.

Keiner hatte getroffen.

Die Kugeln waren dicht an dem Gegner vorbeigeflogen.

„Einen zweiten Gang!“ sagte der Herr von Homberg. Friedrichs konnte keine Einwendung haben.

„Laden wir!“

Sie luden wieder die Pistolen.

Jeder der Duellanten erhielt wieder seine Waffe.

„Fertig!“ commandirte der Herr von Homberg.

Die Duellanten spannten die Hähne.

„Eins!“

Die Duellanten erhoben die Arme.

„Zwei!“ wollte der Herr von Homberg commandiren.

Er stand mit dem Gesichte nach dem Eingange der Schlucht hingewandt.

Das Wort, das er rufen wollte, erstarb ihm auf der Zunge.

Aber ein Fluch der Ueberraschung entfuhr ihm.

„Alle Teufel, was ist das?“

„Besser Steinar“, sagte der Domherr zu dem General, „der König will Ihnen wohl.“

„Der König schenkt mir seine Huld und Gnade.“

„Nun, ein König schuldet einem alten tapfern General manche Verbindlichkeit, manchen Dank.“

„Better Wschen, der König kann keinem seiner Unterthanen Dank oder dergleichen schulden. Alles, was ich bin, verdanke ich nur dem König.“

„Der König würde Ihnen dennoch für eine Bitte ein geneigtes Ohr leihen.“

„Ich habe den König nie um etwas gebeten. Es war Grundsatz bei mir.“

„Jeder Grundsatz hat seine Ausnahmen.“

„Niemals ohne Noth, Better Wschen.“

„Zum Beispiel, könnten Sie wohl den König für Jemand um ein paar Thaler bitten?“

„Um Geld gar, Better?“

„Für einen armen Teufel. Er ist Schulmeister drüben, schon alt, fränklich, hat einen lahmen Fuß, das ganze Jahr nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Thaler Einkommen und die Erlaubniß, bei den Bauern herumzufragen, ob sie ihm gegen das Verhungern ein Stück Brod geben wollen.“

„Die Gemeinde muß ihm seinen Gehalt erhöhen, Better Wschen.“

„Die Gemeinde ist selbst arm.“

Der General zuckte die Achseln.

„Der Mensch heißt Hausmann“, sagte der Domherr.

„So?“ sagte gleichgültig der General.

Der Name Hausmann mochte ihm zu hundert Malen vorgekommen sein.

„Er war Soldat, Better Steinau.“

„Man macht oft Invaliden zu Schulmeistern.“

„Er war sehr jung eingestellt, noch zu jung. Vom Tragen der Muskete wurde er schief.“

Der General wurde aufmerksam. Eine alte Erinnerung schien in ihm emporzutauchen.

„Das Bein war ihm gekrümmt“, fuhr der Domherr fort.

Der General wurde unruhig.

„Man ließ es ihm zerbrechen, um ihn für die Armee zu conserviren.“

Dem General trat der Schweiß auf die Stirn.

„Der Musketier Hausmann war ein hübscher, großer Mensch, maß über sechs Schuh —“

„Better Nschen“, sagte der General, „in welcher Absicht erzählen Sie mir die Geschichte?“

„Um, Better Steinau, um Sie und den König für den Mann zu interessiren. Von sechzehn Thalern kann er nicht leben. Wenn aber der König ihm eine Pension von nur monatlich zwei Thalern dazu gäbe, so wäre der Mann glücklich wie ein Gott in Griechenland. Die griechischen Götter hatten es bekanntlich gut in der klassischen Zeit. Für unsere Dorfschulmeister ist keine klassische Zeit heuer.“

Der General stand in Nachdenken.

„Nun, Better Steinau? Oder soll ich — der Mann ist hier — ihn selbst zu Ihnen schicken?“

„Nein“, sagte der General.

„Oder finden Sie es besser, daß er sich unmittelbar an den König wende?“

„Better Wschen, Sie sind — Ich werde den König sprechen.“

„Und der Schullehrer Hausmann wird die Pension bekommen?“

„Ja!“

„Ich danke Ihnen im Namen des Mannes, Better Steinau. Und nun gehen wir zu der Kranken.“

Sie gingen in das Haus. Der General mußte sich doch sammeln. Er suchte sein Zimmer auf.

Der Domherr begab sich zu der Kranken.

Gisbertine und die Frau Friedrichs waren bei dieser.

Die Kranke lag still, mit geschlossenen Augen.

„Sie liegt schon lange so“, flüsterte Karoline dem Domherrn zu. „Sie bewegt sich nicht, sie verlangt nichts, sie spricht kein Wort. Und doch schläft sie nicht. Es macht mich besorgt.“

„War der Leibarzt kürzlich hier?“ fragte der Domherr.

„Vor einer Stunde. Er konnte nichts sagen. Der

spätere Abend müsse die Entscheidung bringen, ob heftiges Fieber eintrete oder nicht. Er werde in einer Stunde wiederkommen."

"So wird er bald da sein. — Was macht Gisbertine?" fragte der Domherr dann leise. "Weiß sie, daß auch Gisbert sich schlagen muß?"

"Nein."

"Sage es ihr auch ferner nicht."

"Onkel Florens, das Herz ist mir doch recht schwer. Hast Du keine Nachricht von den Duellanten?"

"Vielleicht ist in diesem Augenblicke Alles vorüber."

"Und wenn einer geblieben wäre? Gisbert oder Becker? Ich weiß nicht, was entsetzlicher wäre!"

"Wo ist Henriette?" fragte der Domherr.

"Sie besorgt etwas für die Kranke."

"Und wie steht es um ihren Muth?"

"O, Onkel Florens, ich kann sie nicht ohne Rührung und ohne Erhebung ansehen. Sie ist still, fast wie die Kranke dort. Ihr Herz schlägt gewiß in banger Sorge, aber es zittert nicht. Ein wunderbar fester und sicherer Muth, ein edler Stolz stärkt und stählt es ihr. Sie wäre eine echte Soldatenfrau, denke ich mir. Dabei vergißt, übersieht sie nichts; sie ist die Aufmerksamkeit selbst, für die Kranke, für uns. Ich hätte die Kraft nicht."

"Du hättest sie auch, wenn es sein müßte, Karoline."

Der Leibarzt trat in das Zimmer.

Er ging an das Bett der Kranken, lauschte ihrem Athem, legte leise seinen Finger an ihren Puls.

Die Kranke schlug die Augen auf.

Der Arzt untersuchte noch zwei Minuten still, ohne ein Wort zu sprechen.

„Madame“, sagte er dann, „Sie sind gerettet. Die Krisis ist vorüber. Sie war lang und schwer.“

Die Kranke lächelte ihm dankend zu mit einem klaren Blick ihrer Augen.

Karoline fiel weinend Gisbertinen in die Arme.

„Hm, Gisbertine“, sagte der Domherr, auch Du weinst?“

„Und ich habe vielleicht nie in meinem Leben glücklichere Thränen geweint, Onkel Florens.“

„Ein gutes Herz hattest Du ja immer, trotz alledem.“

„Ist es Dein Ernst, Onkel? Im und am Krankenbett lernt man sein Herz kennen. Und, Onkel Florens, ich erschrak in den letzten Tagen vor dem meinigen.“

„Das beste Zeugniß, das man ihm geben kann.“

„Wo ist Gisbert, Onkel?“

„Wir sprechen nachher von ihm. Gehen wir jetzt zu unserer Kranken.“

Sie gingen an das Bett der Kranken.

Sie lag matt und schwach da, ohne einen Blutstropfen in dem schneeweißen Gesichte. Aber der Blick

ihrer Augen war klar. Mit dem klaren Blick lächelte sie den Freundinnen zu, dem Domherrn, dem Arzte, allen so dankbar und so selig.

„Sie wollen sterben, aber Sie müssen leben“, hatte am Morgen der Domherr zu ihr gesagt. Sie wollte auch leben und sie konnte es. Sie hatte ihr Vergehen gefühlt. Der Himmel, gegen den der Mensch gefrevelt hat, verzeiht; das verletzte Gesetz hat Verzeihung; der gekränkte, beleidigte Mensch hat sie; sie gehört zu dem Besten, was er hat. Der Sünder, der Verbrecher selbst sollte sie nicht haben?

„Wo ist mein Mann?“ fragte die Kranke.

Sie sahen den Arzt an, ob sie es ihr sagen dürften. Er nickte.

„Er erfüllt eine Ehrenpflicht“, antwortete Karoline auf die Frage der Kranken. „Mein Mann ist bei dem Duell eines Freundes als Secundant, der Deinige als Zeuge thätig.“

Sie erzählte der Kranken das Nähere.

Gisbertine war aufmerksam geworden.

„Und Gisbert ist nicht dabei?“ fragte sie den Domherrn.

Der Domherr hatte schnell eine Antwort.

„Noch nicht.“

„Was heißt das, Dunkel Florens?“

„Nach den Duellgesetzen darf einer, der selbst mit einem der Duellanten sich noch schlagen muß, bei dem Duell nicht zugegen sein.“

„Gisbert müßte sich ebenfalls noch mit dem Grafen Thalhausen schlagen?“

„Wenn Becker den Grafen nicht erschießt, ja.“

„Was hatte er mit ihm?“

„Wenig; wenn Du willst, nichts. Der Graf Thalhausen wollte sich mit einem Kellner nicht schlagen. Gisbert erklärte ihn darauf für einen feigen Menschen, und der Graf mußte ihn auf Pistolen fordern.“

Gisbertine hatte keine Frage, kein Wort weiter.

Sie sah still durch das Fenster, an dem sie standen.

„Du findest Gisbert's Benehmen nicht in der Ordnung?“ fragte der Domherr sie.

Sie wandte sich zu ihm.

„Sieh mich an, Onkel Florens.“

In ihren Augen standen Thränen.

„Ich sehe, daß Du weinst“, sagte der Domherr.

„Ja, Onkel, und ich habe in diesem Augenblicke zu Gott gebetet, daß er mir das Herz des Ehrenmanns wieder in voller Liebe zuwenden und mir Alles verzeihen möge, was ich diesem edlen Herzen zu Leide gethan habe.“

„Und Gott wolle Dein Gebet erhören, Kind.“

„Onkel, wenn es zu spät wäre! Die Angst liegt mir so schwer auf dem Herzen. Wenn eine tödtliche Kugel ihn träfe!“

„Sieh die da an“, sagte der Domherr.

Henriette war in das Zimmer getreten.

Sie brachte etwas für die Kranke.

Karoline hatte zu dem Domherrn gesagt, man könne sie nicht ohne Rührung und nicht ohne Erhebung ansehen, so still und muthig ergeben sei sie, und ein so edler Stolz stärke ihr das Herz. Ein glücklicher, freudiger Stolz hob jetzt ihre ganze Erscheinung, und doch war sie bescheiden und demüthig.

„Verzeihen Sie mir, daß ich so spät komme“, sagte sie. „Ich wurde gegen meinen Willen aufgehalten.“

„Haben Sie Nachricht, Henriette?“ fragte der Domherr sie:

Sie wußte, was er meinte.

„Von da nicht“, sagte sie. „Aber —“

„Aber?“

„Ich habe etwas Anderes, was mich so glücklich macht.“

„Dürfen Sie es erzählen?“

Sie erzählte.

Und während sie erzählte, war es der Domherr, dem sich auf einmal wie in krampfhafter Angst das Herz zusammenziehen wollte.

Wenn der Mensch meint, er habe endlich das Glück erfaßt, so hat das Unglück ihn!

Henriette war unten in der Küche beschäftigt gewesen, Umschläge für die Kranke zu besorgen.

Die Wirthin hatte zugleich den Thee für die fremde vornehme Herrschaft bereitet.

Die Herrschaft machte eine Promenade; gleich nach ihrer Rückkehr müsse der Thee bereit stehen, hatte der Kammerdiener bestellt.

Der Kammerdiener kam in die Küche.

„Die Herrschaft ist zurück. Sind Sie fertig, Frau Wirthin?“

Es stand Alles bereit.

Der Kammerdiener konnte es nicht auf einem Bret und auf einmal tragen.

„Begleiten Sie mich wohl mit den Tassen, Mamsell?“ fragte er Henriette.

„Recht gern. Die Frau Wirthin wird unterdeß nach meinen Sachen sehen.“

„Gewiß.“

Der Kammerdiener und Henriette trugen den Thee für die fremde Herrschaft in den Garten, zu der Laube, in welcher der ältere Herr am Morgen seinen Kaffee verzehrt hatte.

„Mamsell“, sagte der Diener unterwegs, „die Herr-

schaft wird mit Ihnen sprechen. Antworten Sie nur immer hübsch dreist."

Wollte Henriette zeigen, daß die Ermahnung eine überflüssige sei?

"Der große Herr ist der König", sagte sie. "Darf ich ihm sagen, daß ich ihn kenne?"

"Sie wissen es also auch schon?"

"Ich brachte die Nachricht von drüben hierher. Ich weiß auch, was der König hier will. Etwas Angenehmes ist es für den braven Herrn nicht."

"Aber woher haben Sie Ihre Nachrichten?"

"Wir lieben im Lande den König; da nehmen wir Antheil an Allem, was ihn betrifft. Und hier im Hessenlande hat er eine schwere Sorge. Seine Schwester — er will hier mit dem Kurprinzen eine Zusammenkunft haben. Der Kurprinz wird auch wohl zu dem mächtigen Schwager kommen. Aber ob es dann besser werden wird? Die Goldschmiedsmamsell aus Berlin — das Land erwartet nicht viel Gutes, nicht für sich, nicht für die brave Kurprinzessin."

Sie waren an der Laube angelangt.

Der König und der General von Witzleben befanden sich darin.

Das Mädchen zitterte doch leise, als sie zu der Herrschaft eintrat.

Der Kammerdiener gab ihr einen Wink, daß sie den Tisch decken möge. Er hielt unterdeß das Theebret.

Henriette breitete die feine, glänzend weiße Leinwanddecke über den Tisch, stellte die Tassen darauf, das Andere. Sie war in Allem so geschickt, so behende, so anmuthig. Ihre Gestalt war so zierlich; ihr hübsches Gesicht, das einen Augenblick blaß geworden war, hatte wieder die rosige Frische.

Der König sah ihr mit stillem Wohlgefallen zu.

„Sind recht flink“, sagte er dann. „Würden eine vortreffliche Wirthin sein.“

Henriette hatte wohl recht dreist sprechen wollen; sie konnte doch kein Wort hervorbringen.

„Sind Braut?“ fragte der König.

Henriette hatte sich ein Herz gefaßt.

„Ja, Majestät.“

„Ah, kennen mich — ja, ja! Aber Bräutigam ist Offizier, hat das eiserne Kreuz. Kann nicht wohl Wirth sein. Ginge freilich sonst wohl; scheint aber zu hitzig zu sein, könnte leicht wieder Streit bekommen. Habe gehört, in Paderborn Stelle des Salzinspectors vacant — siebenhundert Thaler Gehalt. Soll sich an mich wenden, immediat. Sind zufrieden?“

Henriette wußte wohl nicht recht, wo ihr auf einmal der Kopf stand.

„Ah, Majestät, fünfhundert wäre schon genug.“

Sie hatte die Hand des Königs gefaßt. Sie küßte sie.

„Bleibt bei siebenhundert“, sagte der König.

Aber nun war die hübsche Henriette doch nicht zufrieden.

„O Majestät“, sagte sie, und sie ließ die Hand des Königs nicht los, „Sie können soviel, Sie machen uns so reich. Da machen Sie auch ein paar andere Menschen glücklich. Hier liegt eine arme verwundete Frau. Ihr Mann wird als schwerer Verbrecher verfolgt und sie auch, und sie sind doch beide so unschuldig —“

„Weiß schon“, unterbrach der König sie. „Sollen nicht mehr verfolgt werden. Habe schon Befehl gegeben.“

„Und dann, Majestät, hätte ich noch eine Bitte —“

„Ah, noch eine?“ rief der König.

Aber Henriette hatte sich einmal ein Herz gefaßt, und nun folgte sie nur der Eingebung ihres braven Herzens, und sie dachte nicht, daß sie, das einfache Mädchen, vor dem Könige stand, sie wußte sich nur einem Manne gegenüber, der die Bitten ihres Herzens zu erfüllen vermochte.

„Majestät“, fuhr sie muthig fort, „haben einen so braven Offizier, Friedrichs heißt er, und er war Obristlieutenant, und er hat jetzt Assessor werden müssen —“

Der König unterbrach sie noch einmal.

„Weiß auch das. Sind ein braves Kind.“

Und er winkte ihr huldvoll mit der Hand, daß sie gehen könne.

Sie flog in das Haus. Aber zuerst holte sie aus der Küche die Umschläge für die Kranke; dann erst ging sie nach oben, zu erzählen.

„Und wenn sie ihr nun unterdeß da hinten den Verlobten erschießen?“ sagte sich der Domherr.

Was sich unterdeß da hinten auf dem Kampfplatze ereignet hatte?

Der Herr von Homberg, Secundant des Grafen Thalhausen, hatte den Beginn des zweiten Ganges commandiren wollen; das Commando war ihm auf den Lippen erstorben, aber ein Fluch war ihnen entfahren.

Die ganze Gesellschaft in der kleinen Schlucht richtete ihre Augen nach der Stelle, wo der Herr von Homberg das gesehen hatte, was ihn überraschte und erschreckte.

„Der König! Und Witzleben!“

„Was nun?“

„Nur volle Ruhe behalten!“

Es war der einzige Rath.

Friedrichs hatte ihn gegeben.

Sie standen wie in den grünen Rasen eingemauert.

Es gab keinen interessanteren Vorwurf für ein lebendes Bild.

Am Eingange der Schlucht war der König mit dem General Witzeleben stehen geblieben.

Die zwei Schüsse, die sie gehört, hatten die beiden Spaziergänger wohl hergeführt.

Der König hatte mit einem Blick Alles übersehen.

Er ging rasch einige Schritte voran; sein Gesicht verfinsterte sich.

Dann stand er wieder; er sprach einige Worte mit dem General Witzeleben.

Der General nahte sich allein der Duellgesellschaft.

„Meine Herren, Seine Majestät kennt die Veranlassung dieses Duells. Er verbietet Ihnen jede Fortsetzung desselben. Er hat mir zugleich den Befehl ertheilt, Ihnen Ihr Ehrenwort abzufordern, daß Sie aus Veranlassung Ihres Streites kein neues Duell entriren wollen. Ich bitte um Ihr Wort.“

Es war der Befehl des Königs.

Die beiden Duellanten gaben ihr Ehrenwort.

Der General von Witzeleben wandte sich an Friedrichs.

„Mein Herr, der König läßt sie um Ihren Namen fragen. Seine Majestät meint Sie schon gesehen zu haben. Auch mir scheinen Sie bekannt zu sein.“

„Gerichtsassessor Friedrichs!“ war die Antwort.

„Gerichtsassessor mit diesem höchsten militärischen Orden?“

„Ich war Obristlieutenant in der Landwehr —“

„Ah, mein Herr, ich weiß genug.“

Der General drückte herzlich die Hand des Gerichtsassessors.

Er mußte zum König zurückkehren.

Dem Könige und ihm folgten die Andern.

Zu ihnen durfte sich Gisbert von Nischen wieder gesellen.

„Herr Graf“, sagte der junge Freiherr zu dem Grafen, „ich nehme jedes Wort, das ich zu Ihnen sprach, zurück und erkenne Ihren Muth und Ihre Ehrenhaftigkeit an.“

Der Graf reichte ihm die Hand.

Der junge Arzt fragte dann:

„Meine Herren, darf ich vorausgehen, um in dem Krankenzimmer auf Ihre Rückkehr vorzubereiten?“

„Thun Sie das, lieber Doctor.“

Der Doctor trat in das Krankenzimmer.

Er sah den klaren Blick der Kranken.

Sie lasen in seinen Augen den glücklichen Ausgang des Duells.

Als er Alles erzählt hatte, erschienen Friedrichs, Wahlberg und Gisbert in dem Zimmer.

Auch Gisbert.

Friedrichs gab einfach seiner Frau die Hand.

Mahlberg küßte überglücklich die Kranke.

Gisbert sah seine Gisbertine.

Sie sah ihn.

Sie stand am Fenster.

Er trat auf sie zu.

Sie ging ihm entgegen.

Wenn zwei Liebende oder auch zwei Eheleute, die sich im Herzen lieben, einen Streit mit einander gehabt und dann ein paar Stunden lang, auch wohl den Tag über gegenseitig geschmolzt haben — es kann bei der heißesten Liebe und in der besten Ehe vorkommen — und sie sehen sich dann plötzlich an, so fällt ihnen auf einmal ein, wie einfältig und lächerlich sie sich betragen hatten, und sie müssen dann unwillkürlich — sie können gar nicht anders, gerade ihr besseres Selbst zwingt sie — sie müssen dann loslachen, beide zugleich oder zuerst der eine und darauf der andere.

Gisbert trat mit einem beinahe feierlichen Ernst auf seine Frau zu.

Gisbertine mußte plötzlich auflachen.

Da mußte auch er es.

Darauf hatten sie sich erreicht.

Jedes gab dem Andern die Hand.

Und als die Fingerspitzen sich berührten, brach aus

Gisbertinens Augen mit unaufhaltsamer Gewalt ein Strom von Thränen hervor. Ihr Körper drohte zusammenzubrechen.

Gisbert umfaßte sie, hob sie an seine Brust.

Sie umschlang mit ihren Armen seinen Nacken.

Sprechen konnten sie beide nicht, sie nicht vor Schluchzen, er nicht vor tiefer Rührung seines Herzens. Aber kam auch nicht ihr Schluchzen aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens?

Als sie sich dann losließen, lächelten ihre Augen sich die Seligkeit ihres Innern zu und sie sprachen, aber nur die Blicke:

„Von diesem Augenblicke an sind wir wahre Eheleute!“

Der Domherr ging aus dem Zimmer. Das Herz war ihm so voll geworden; er mußte es ausschütten, in seiner Weise.

Er ging zu seinem Vetter Steinau.

„Vetter Steinau, wissen Sie alle die Neuigkeiten?“

„Ich weiß von nichts, Vetter Aschen.“

Der Domherr erzählte.

„Und so löst sich Alles in Wohlgefallen auf“, schloß er.

„Und durch wen, Vetter Aschen?“ fragte der General.

„Hm, Vetter Steinau, Sie meinen, durch einen Deus ex machina?“

„Alter Republikaner!“ drohte der General.

Aber der Domherr sagte:

„Ich lasse dem Könige, was des Königs ist. Allein lassen wir auch Gott, was Gottes ist. Mahlberg hat Vermögen. Im Auslande ist er einmal, und er kann im Auslande bleiben; in der Schweiz gibt es keine Tschoppe, und wie sie weiter heißen.

Louis Becker — hätte ihn nicht meine Karoline zu ihrem Inspector auf Ovelgönne machen oder Gisbert ihm nicht die Verwaltung eines seiner Güter anvertrauen können? Er wäre freilich nicht königlicher Beamter geworden.

Und was den braven Friedrichs betrifft, er wird jetzt Rath, und meine prächtige Karoline wird Frau Rätthin werden und sicher auch noch einmal Frau Präsidentin und vielleicht noch mehr. Aber hat nicht jener Herr von Schilden schon jetzt seine Präsidentencarrière gemacht, um unzweifelhaft noch einmal als Polizeiminister den Staat zu retten?

Aber halt, Better Steinau, da fällt mir etwas ein. Wissen Sie, was der schönste Zug ist, den der liebe Gott in das Herz des Menschen gelegt hat? Es ist der, daß man im eigenen Glücke an fremdes Unglück denken muß. Da fallen mir eben alle jene Unglücklichen ein, die in der Hausvogtei zu Berlin, in dem Schlosse zu

Köpenik, in den Centraluntersuchungsgefängnissen zu Mainz, in Marburg und Kassel und Gott weiß wo sonst noch in dem lieben deutschen Vaterlande als Demagogen hinter Schloß und Riegel setzen. Sie alle können wir nicht retten. Auch der König bei seinem besten Willen kann es nicht. Aber für zwei, Better Steinau, müssen Sie bei ihm ein gutes Wort einlegen, und wenn irgendwo, so wird bei ihm ein gutes Wort einen guten Grund finden. Ich meine die beiden Armen in Köpenik, den edlen Franz Horst, der wieder außer Gefahr ist, und den edlen Unteroffizier und Gefangenwärter Beermann. Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Better Steinau, und daß Sie nicht eher mit Bitten nachlassen wollen, als bis der König sie Ihnen beide freigegeben hat. Er kann es, wenn er auch nur ein König ist."

Der General gab dem Domherrn die Hand.

„Also doch der König!“ sagte er dann aber.

Und der Domherr erwiderte ihm:

„Um, Better, Sie wissen, ein alter Republikaner bin ich — ich lebte in Paris vor und während der Revolution, und ich hatte mir schon vorher mit Kopf und Herz Manches in der Welt angesehen, auch in Deutschland, von dem Menschenhandel nach Amerika an — und Sie, Better Steinau, sind ein noch zäherer Royalist.

Aber wie Sie das nicht bei jeder Gelegenheit auf der Zunge tragen, so mache auch ich von meinem Republikanismus kein offenes Metier, am wenigsten gegen Sie, weil wir für unsern Streit nicht einmal auf einem gemeinschaftlichen Felde zusammentreffen könnten. Dennoch nehme ich Ihrem braven Könige nichts. Aber setzen Sie einmal den Fall, wir hätten in Deutschland gar keine Könige und Fürsten. Hätte dann jene Kabinetts-politik Volk und Land so entzweien können, daß die Franzosen unsere Herren geworden wären? Hätte es dann jener Freiheitskriege bedurft? Hätte dann —“

„Aber, Better Achen“, rief der General entsetzt, „hat der Satan Ihres Republikanismus Sie denn nicht schon wieder ganz und gar beim Schopf? Das sind ja Ihre alten und ewigen Marotten!“

E n d e.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.